

Luzern am Scheideweg

Überlässt das Volk die Stadt den Spekulanten?



**Leuchtenstadt Luzern:
Entscheidender Urnengang
am 9. Juni 2013**

6

**Kanada hält stur an der
Robbenjagt fest**

14

**Das Eis unter dem König
der Arktis wird dünn**

24



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne, PC 10-1260-7

Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 0000 3 oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto FFW Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI, IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch



Editorial

LUZERN GEHT DIE GANZE SCHWEIZ AN

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Verdichtet bauen! Wachstum generieren! Die Stadt weiter entwickeln!

Unter diesen und ähnlichen Vorwänden und Deckmänteln greifen Spekulanten, Investoren und Promoter, Baulobby und willfährige Behörden heute nach der Kernstadt von Luzern. Mit

Hochhäusern in bestehenden Wohnquartieren und am geschützten Seerufer wollen sie angeblich „Probleme lösen“. Brutale Fremdkörper, gesichtslose Wohn- und Bürotürme sollen „Akzente setzen“. Ein Stadt- und Landschaftsbild, das zum Kostbarsten gehört, was die Schweiz an städtebaulicher Kultur und an Anmut der Landschaft aufzuweisen hat, ist von unwiderruflicher Zerstörung bedroht.

Diese für Menschen und Ortsbilder verheerende Fehlentwicklung betrifft nicht nur Luzern. Haus um Haus, Baum um Baum, Winkel um Winkel, Platz um Platz, Quartier um Quartier gehen Heimatlichkeit, Eigenart und Zauber unserer Städte verloren. Gehen unter in Beton, Glas und Stahl. Es genügt ein einziger Betonturm, um ein ganzes unersetzliches, in Jahrhunderten harmonisch gewachsenes Stadtbild und eine touristische Trumpfkarte von unschätzbarem Wert für immer zu verderben. Das sei nun einmal die Architektur unserer Epoche, wird man belehrt, und Schönheit sei eine Geschmackssache, niemand habe das Recht zu bestimmen, was schön sei und was nicht.

Aber Schönheit ist eben keine Geschmackssache, sondern ein fundamentales, unwandelbares, unverrückbares Gesetz. Haben nicht Schönheit und Vielfalt, Fantasie und Ehrfurcht im Bauen, ja die architektonische Kunst überhaupt, eindeutig genau dann aufgehört, als Ausnutzungsziffern, Rentabilität und Jagd nach Profit an die Stelle des Strebens nach Schönheit traten?

Es scheint manchmal, als wollten wir buchstäblich ALLES hinnehmen, was uns sogenannte Urbanisten aufschwätzen, uns abspeisen und mundtot machen lassen mit hohlen Redensarten von „Akzente setzen“ und „erlebbarer Topographie“. Als wollten wir, resigniert und wie erstarrt, Politiker und Städteplaner Fehler begehen lassen, die man ewig bereut, Wunden schlagen, die ewig schmerzen – aber an die man sich gewöhnt, wie man sich an die Hässlichkeit gewöhnt und dabei jedes ästhetische Gewissen verliert und sich einredet, auch dies sei vielleicht schön, und schliesslich sei eben doch alles eine Frage des individuellen Geschmacks.

Umso ermutigender, umso befreiender ist der entschlossene Kampf beherzter, weitblickender Luzernerinnen und Luzerner um die Integrität, die Unversehrtheit, die Seele – um die lebenswichtige Schönheit ihrer Stadt.

Ein Beispiel für uns alle!

Luzern geht die ganze Schweiz an!

Franz Weber

Natur

Schweizer Wald Schleichender Angriff >> 8-9

Tiere

Robbenjagd Empörung als Triebfeder >> 14-15

Zugvögel Col de l'Escrinet – Freier Pass! >> 16-17

Stierkampf Sterbende Stiere – Sterbender Stierkampf >> 18-19

Müllpferde Willkommen in der Freiheit! >>20-22

Eisbären Dünnes Eis unter dem König der Arktis >> 24-25

Elefanten Unsere Gier – ihr Untergang >> 26

Alte Rassen Das Skuddenschaf >> 32

Heimat

Leuchtenstadt Luzern Angriff auf das schönste Stadtbild >> 4-6

Die kleine Ecke Luzerner Politfilz gegen Volk >> 7

JWF Gesellschaft

Epidemiengesetz Persönliche Rechte gefährdet >> 11-12

Resistente Organismen Tickende Zeitbombe >> 13

Leserbriefe >> 27

Giessbach Grösste Wellness-Anlage der Schweiz! >> 33-36

Vor 50 Jahren in Paris Der Mann hinter Picasso >> 37-39

Im Fokus

Wolfskinder >>28-31

Spendenkonten:

Banque Landolt & Cie, chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne oder
 Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux
 IBAN CH31 0900 0000 1800 6117 3

Impressum

Herausgeber: Franz Weber für die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra
Chefredaktor: Franz Weber
Redaktion: Judith Weber, Walter Fürsprech, Vera Weber, Alika Lindbergh, Hanspeter Roth, Silvio Baumgartner
Druck: Ringier Print Adligenswil AG
Layout: Claudia Trinkler, Ringier Print Adligenswil AG
Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, case postale, CH-1820 Montreux (Schweiz), e-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 57 36.
Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux. Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Verschandelung der Stadt Luzern

Nur das Volk kann das Unheil noch stoppen

Luzern soll Lebensraum für Menschen bleiben und nicht zur Goldmine für kurzsichtige Immobilienspekulanten werden. Dies fordert der Verein Stadtbild Luzern. Er hat allen Grund dazu: Geht es nach dem Willen von Politikern und Spekulanten, sollen drei Hochhäuser in der Luzerner Innenstadt und ein viertes direkt am rechten Seeufer das einzigartige Stadtbild von Luzern zerstören.

■ Walter Fürsprech

Einst war es der Kirche vorbehalten, hoch zu bauen; dem Gemeinwesen vielleicht noch, für strategischen Schutz. Stolz und wachsam schauten reich gestaltete, verzierte Wehr- und Sichttürme von Stadtmauern und Burgen in die Runde. Heute machen diese historischen Bauten den Reiz der Ortsbilder

aus, die heimat-schützerisch und touristisch von so grossem Wert sind.

Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert sollte sich die Turmbau-Vorherrschaft ändern. Sinnigerweise begannen sich damals Banken, Versicherungen und Konzernverwaltungen in den USA das Privileg des ho-

hen Bauens zuzusprechen. Und es sind etwa 60 Jahre her, dass man im Europa der Nachkriegszeit auf das Hochhaus als moderne Wohnform kam – mit allen daraus resultierenden Scheusslichkeiten und negativen sozialen Folgen.

Verantwortungslos

Die Hochhaus-Euphorie der 60er und 70er Jahre wurde schliesslich abgelöst durch eine Phase der kleineren Baueinheiten. Doch man baute munter weiter; jede Sekunde verschwand und verschwindet ein Quadratmeter Schweizer Boden unter Beton. Und heute? Der Platz wird immer enger, der Druck immer grösser, und gleichsam mit den

Bodenpreisen schiessen nun auch vermehrt wieder Türme in die Höhe. «Dass gerade die Siebziger Jahre, die Zeit städtebaulicher und architektonischer Verantwortungslosigkeit und daraus resultierender Katastrophen, fröhliche Urständ feiern würden, und das am Vierwaldstättersee – wer hätte sich das träumen lassen?» So drückt es Hans Kollhoff, Professor für Architektur und Konstruktion an der ETH Zürich, in einem Essay in der «Weltwoche» aus. So sollen im Rahmen der neuen Bau- und Zonenordnung (BZO) nach dem Willen des Stadtrates von Luzern, zusätzlich zu zwei vor kurzem fertiggestellten Hochhäusern auf



Das Kapital der Touristendestination Luzern ist das reizvolle historische Stadtbild, eingebettet in die einzigartige Landschaft zwischen See und Bergen. Moderne Hochhäuser in der Kernstadt würden dieses unersetzliche Kapital nachhaltig schädigen (Bild: zgv)



Stolz und wachsam schauten einst reich gestaltete, verzierte Wehr- und Sichttürme von Stadtmauern und Burgen in die Runde. Heute machen solche historische Bauten (hier die Luzerner Musegg) den Reiz der Ortsbilder aus, die heimatschützerisch und touristisch von so grossem Wert sind. Farbstiftzeichnung von Christoph Pfister 1992.

der Luzerner Allmend, noch vier weitere gebaut werden. Diesmal aber nicht am Stadtrand sondern mitten in den Wohnquartieren im Stadtzentrum: Am Pilatusplatz, am Bundesplatz und im Steghof. Und zu diesen drei ist inzwischen noch ein weiteres bei der Seeburg in die Planung aufgenommen worden. «Dies, obwohl sogar die Behörden wenige Monate zuvor ein Hochhaus in Ufernähe noch kategorisch ausgeschlossen hatten», betont Alexandros Guekos, Präsident des Vereins «Stadtbild Luzern».

«Absolut verheerend»

Mehr noch: neben diesen vier bereits bekannten Standorten sollen «Eventualgebiete» für weitere mögliche Hochhäuser in anderen Teilen der Stadt geschaffen werden.

«Die städtische Kehrtwende im Fall Seeburg zeigt, dass damit in der Zukunft wohl überall Hochhäuser gebaut werden können, wo finanzielle Interessen ihren Einfluss geltend machen», ärgert sich Alexandros Guekos. Dabei lehnt «Stadtbild Luzern» Hochhäuser auf Luzerner Gebiet nicht grundsätzlich ab.

Die vier in der Kernstadt und bei der Seeburg vorgeschlagenen Standorte jedoch hält der Verein für absolut verheerend.

Seit 2011 beschäftigt sich «Stadtbild Luzern» intensiv mit der Problematik der vier geplanten Hochhausstandorte. In Zusammenarbeit mit renommierten Experten weist der Verein nach, dass die geplanten Hochhäuser keinerlei Vorteile für die Allgemeinheit bringen, wohl aber zahlreiche Nachteile:

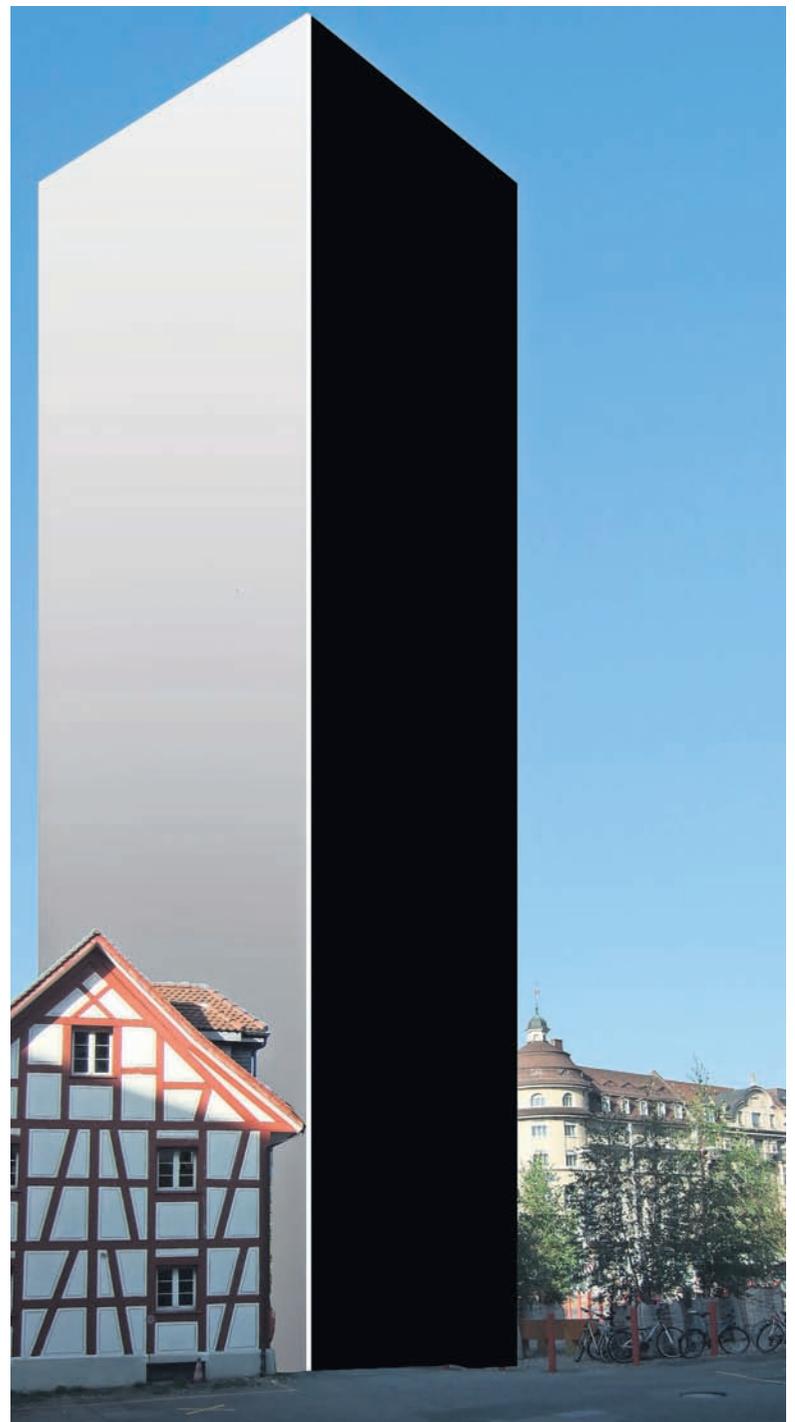
- Die geplanten Hochhäuser beeinträchtigen die Lebensqualität der Anwohner und werden von diesen vehement abgelehnt.
- Sie verschandeln das Stadt- und Landschaftsbild und vergrämen damit Touristen und Einwohner.
- Sie sind reine Prestige- und Luxusobjekte. Durch ihren Bau würde die Entstehung von erschwinglichem Wohnraum an gleicher Stelle verhindert – Wohnraum, wie ihn das Stimmvolk letztes Jahr in zwei Volksabstimmungen gefordert hat.
- Die geplanten Hochhäuser wären Schleusenöffner für jede Menge weiterer Hoch-

häuser; entsprechende Pläne wurden bei der Behandlung der BZO (Bau- und Zonenordnung) im Grosstadtrat bereits kommuniziert.

- International renommierte, unabhängige Experten sind sich einig: Hochhäuser dieser Art tragen weder zur Verdichtung noch zu einer positiven Stadtentwicklung bei.

Verhängnisvoller Irrtum

Der letzte Punkt hat Erklärungsbedarf: Vittorio Lampugnani, Architekt und Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich, weist nach, dass mit einem Blockrandbau in normaler Höhe (ca. fünf bis sechs Geschosse) mindestens gleich viel Nutzfläche geschaffen werden kann wie mit einem



Eine andere Art von Turm: Brutaler Fremdkörper mitten im historischen Stadtzentrum . Geplantes Hochhaus am Pilatusplatz (Montage zgv Verein Stadtbild Luzern)



Auch die grossen Hotelbauten des 19. Jahrhunderts zeugen noch vom Streben nach Schönheit im Bauen und vom Respekt gegenüber der ehrwürdigen Hofkirche, die das Stadtbild kraftvoll und anmutig mitträgt.

solitären Hochhaus. «Diese äusserst wichtige Information muss unbedingt in der Öffentlichkeit kommuniziert werden, denn leider glauben immer noch viele Leute, Hochhäuser seien die einzige Möglichkeit, um die knappen Landressourcen zu schonen», bedauert Guekos: «Diese Meinung ist jedoch – zumindest bezüglich einer Einzelparzelle im Stadttinnern – schlicht und einfach falsch.»

Verblüffend im Übrigen auch, dass in der städtischen Broschüre zur BZO-Revision sogar eingeräumt wird, dass die geplante Siedlungsentwicklung in den zentralen Quartieren vermehrt zu «Engpässen im Verkehrssystem» führen würde. Konkret bedeutet dies: noch grösseres Verkehrschaos in der Innenstadt, was zunehmend auch den öffentlichen Verkehr behindert. Zudem sind verstopfte Strassen auch dem Tourismus alles andere als förderlich.

Das Stadtbild respektieren

Das Kapital der Touristendestination Luzern ist das reizvolle historische Stadtbild,

eingebettet in eine einzigartige Landschaft zwischen See und Bergen. Dies bestätigte vor kurzem einmal mehr eine von «Schweiz Tourismus» durchgeführte Gästebefra-

gung. Anstatt zu diesem im wahrsten Sinne des Wortes unersetzlichen Kapital Sorge zu tragen, wollen die Behörden eine Verschandelung durch Hochhäuser organisieren, warnt Alexandros Guekos. Dies würde dem Tourismus und dem damit zusammenhängenden Gewerbe empfindlich schaden. Einzig die Immobilienspekulanten önnten kurzfristig profitieren.

In Bezug auf das Hochhausprojekt am Pilatusplatz vertritt André Meyer, ehemaliger Denkmalpfleger Luzern, eine ebenso klare Meinung: «Wer am Pilatusplatz in unmittelbarer Nachbarschaft zu den denkmalgeschützten Bauten Grundhof, Spitalmühle und Heiliggeistspital ein Hochhaus plant, zeigt sich respektlos gegenüber Luzern und hat kaum Ahnung von einer mittelalterlichen Stadtstruktur.»

3 x Nein am 9. Juni

Die für die Zukunft der Stadt wegweisende Volksabstimmung findet am 9. Juni 2013 statt. Dann werden die Stadtluzerner über die BZO befinden, in der die zwei Hochhäuser am Pilatus- und am Bundesplatz verpackt sind. Dies obwohl sie in einer Volksmotion verlangt hatten, dass über alle vier Hochhausstandorte separat abgestimmt werden müsse. In zwei separaten Fragen wird über das Hochhaus im Steghof und jenes bei der Seeburg zu entscheiden sein. Für den Verein «Stadtbild Luzern», für die Fondation Franz Weber, die diesen Kampf voll unterstützt, und auch für Archicultura, die Stiftung für Orts- und Landschaftsbildpflege ist deshalb klar, dass die irreparable Zerstörung von Stadtbild und Landschaft nur mit einem dreifachen NEIN am 9. Juni verhindert werden kann. ■(wf)



Dieses Seeufer ist im Bundesinventar der geschützten Landschaften und Naturdenkmäler. Und hier darf ein Hochhaus mit Luxuseigentumswohnungen gebaut werden !?

(Montage zgv Verein Stadtbild Luzern)



Die kleine Ecke

Luzern – Unbelehrbarer Polit-Filz agiert gegen das Volk

Erfahrungen von Betroffenen bei der sogenannten «Mitwirkung» der Luzerner Bevölkerung an der Revision der Bau- und Zonenordnung (BZO)

Kürzlich wurde dem im Solde der Luzerner Baudirektion stehenden Leiter der Stadtentwicklung, Ruedi Frischknecht, in einem Interview folgende Frage gestellt: Hätten die Behörden die hohe Anzahl von nicht zurückgezogenen Einsprachen – unter anderem gegen vier geplante Hochhäuser an markanten Standorten in der Innenstadt – wohl reduzieren können, wenn sie besser auf die Anliegen aus dem Volk eingegangen wären? Frischknecht wies diesen indirekten Vorwurf geradezu empört zurück und behauptete, nie zuvor habe die Stadt eine so umfassende Mitwirkung der Bevölkerung ermöglicht wie bei dieser Revision der Bau- und Zonenordnung (BZO).

Mit dieser Heuchelei erklimm das Sprachrohr der Behörden den Gipfel des Zynismus und löste bei den Betroffenen nur bitteres Kopfschütteln aus. Warum? Wie es um die sogenannte «Mitwirkung» tatsächlich bestellt war, sei im Rückblick anhand konkreter Beispiele exemplarisch aufgezeigt:

Argumente ignoriert

1. Ende 2010 reichten zahlreiche Stadtbewohner im Rahmen der Vernehmlassung Stellungnahmen ein und be-

gründeten ihre Ablehnung der Hochhausstandorte detailliert. Was war die Reaktion der Behörden?

In einem «Bericht zur Mitwirkung», den alle Teilnehmer an der Vernehmlassung im Juni 2011 zugestellt erhielten, wurde mit keinem Wort auf nur ein einziges der fundierten Argumente der Kritiker eingegangen. Auf wenigen Zeilen hiess es lapidar, man halte an allen Hochhäusern fest.

Absurditäten

2. Im März 2011 reichten besorgte Bürger/innen die Volksmotion «Kein Hochhaus im Steghof» ein.

In seinem Ablehnungsentcheid (Januar 2012) wagte es der Stadtrat, der konsternierten Anwohnerschaft beim Steghof nichts als Absurditäten zuzumuten. So schrieb er unter anderem, es brauche am Steghof ein Hochhaus, denn man wolle damit «am Ende des eisernen Flusses [Bahnaareal] einen Akzent setzen» und dem Ort «ein unverkennbares Gesicht geben». Man wolle «gezielte Blickachsen [sic] auf die Geleise schaffen». Dadurch werde die «Topografie des Gebietes erlebbar». Mit dem Hochhaus wolle man «das Quartier ins Bewusstsein der ganzen Stadt rücken», etc.

Die Farce der Mitwirkung

3. Im August/September 2011 und im Mai 2012 gab es zwei «Öffentliche Auflagen der BZO». Welches Resultat zeitigte die «Mitwirkung» hier? Statt dem massiven Wider-

stand der Bevölkerung gegen die unsäglichen Fremdkörper endlich Rechnung zu tragen, taten die Behörden das genaue Gegenteil: In der zweiten öffentlichen Auflage wurde die Höhe der geplanten Hochhäuser am Bundes- und Pilatusplatz sogar noch um je 5 Meter erhöht. Am Steghof reduzierte man von 50 auf 45m, was reine Kosmetik ist. Im gleichen Atemzug vergrösserte man dafür die Fläche dieses Hochhausareals auf mehr als das Doppelte.

Alles vom Tisch gewischt

4. Im September 2011 war es möglich, eine Einsprache gegen die BZO zu verfassen, wovon unerwartet viele Leute Gebrauch machten.

Natürlich wurden die Einsprecher, um dem Gesetz Genüge zu tun, zu Einspracheverhandlungen vorgeladen. Doch auch diese gerieten zur reinen Farce, wie mehrere entrüstete Teilnehmer später kundtaten; man nahm die Bürger keine Sekunde lang ernst und wischte alles vom Tisch.

Sonderbares Demokratieverständnis

5. Den bisherigen Schlusspunkt des Behörden-Horrors erlebten wir bei der Behandlung der BZO am 17. Januar 2013 im Luzerner Stadtparlament.

Bei dieser peinlichen Veranstaltung wurde auch über die Volksmotion «Für eine faire BZO-Abstimmung» vom August 2012 entschieden. Darin

hatten 370 Unterzeichner verlangt, dass die Luzerner/innen über alle Hochhäuser getrennt von der übrigen BZO sollten abstimmen können. Zähneknirschend und nur aus rein taktischen Gründen, weil er eine Ablehnung der gesamten BZO befürchtete, rang sich der Grosse Stadtrat dazu durch, wenigstens zwei der vier Standorte in separaten Fragen vorzulegen. Einige Räte klagten, es sei sehr schade, dass man dadurch nun bei zwei Hochhäusern eine Ablehnung riskieren müsse, und offenbarten damit ihr ganz besonderes Demokratieverständnis. Übrigens, die hier gemachten Aussagen lassen sich selbstverständlich jederzeit mit Dokumenten belegen.

Fazit

Das Fazit aus der zweijährigen Auseinandersetzung ist erschütternd: Sowohl Behörden als auch sämtliche Parteien vertreten weder die Interessen ihrer Wähler noch des Gemeinwesens. Sie verschleiern jedoch ihre wahren Motive und desinformieren die Bevölkerung systematisch. Statt die negativen Auswirkungen der BZO anzuerkennen, wird mit unsinnigen Leerformeln und sogar Unwahrheiten versucht, die Bürger zu übertölpeln.

■ Autoren: Theodor Wydler, Veronika Bechter, Heinz Vogel, Beat und Anne-Marie Achermann-Luder, Daniel Galliker, Herbert und Astrid Imfeld-Dietsche, Marcel Steiner

Waldgesetz

Der schleichende Angriff gegen den Schweizer Wald geht weiter

Droht dem bewährten Waldgesetz und damit bald dem Schweizer Wald selber der Kahlschlag? Ganz so schlimm dürfte es nicht kommen. Dennoch stehen die Zeichen auf Alarm. So könnte die Salamtaktik der Windrad-Lobby aufgehen. Diese will riesige Windturbinen in unsere Wälder stellen.

■ Silvio Baumgartner

«Dem Schweizer Wald geht es gut.» Dieses Mantra wird in der Schweizer Politik in den letzten Jahren gebetsmühlenartig so häufig rezitiert, dass es verdächtig ist. Sicher geht es dem Wald in der Schweiz gut, wenn man mit Indonesien oder Bolivien vergleicht. Doch genau der Umstand, dass es ihm relativ gut geht, könnte dem Schweizer Wald zum Verhängnis werden. Denn nicht nur im Mittelland, sondern auch in alpinen Tourismusgebieten steht der Wald heute mehr denn je unter enormem Siedlungsdruck. Politiker, Bauern und Interessensverbände sägen buchstäblich am Waldgesetz, wo sie können. Mit Gesetzesänderungen wollen sie das walddpolitische Erfolgsmodell aushebeln. Der Schutz vor Rodungen soll aufgehoben und die Pflicht zur Wiederaufforstung aufgeweicht werden.

Beispielhaftes Waldgesetz

Das Waldgesetz gehört zu den grössten Errungenschaften der Schweiz im internationalen Vergleich. Seit über 100 Jahren garantiert es den strikten Schutz des Waldes. So dürfen heute Waldflächen nur dann gerodet werden, wenn anderswo – und zwar geogra-

fisch möglichst nahe – als Ersatz wieder eine gleiche Fläche aufgeforstet wird. Bauernverbänden, Siedlungsplanern, Industriellen, aber auch Erbauern von Windkraftanlagen ist dieser strenge Schutz zunehmend ein Dorn im Auge.

Irrwitzige Forderung

Wie weit gewisse Politiker beim Angriff auf das Waldgesetz gehen, zeigt ein Antrag des Berner SVP-Nationalrats Albert Rösti vor der grossen Kammer während der Session im Dezember 2010. Er forderte, dass auch im Mittelland, wo der Wald bereits heute in seiner Fläche extrem unter Druck steht, oder in anderen Gebieten, wo sich der Wald nicht ausbreitet, bei Rodungen auf Ersatzaufforstungen verzichtet werden könne. Dies, soweit landwirtschaftliches Kulturland erhalten werde oder gleichwertige Massnahmen des Natur- und Landschaftsschutzes getroffen würden. Welche Ungeheuerlichkeit sich hinter dieser Forderung verbirgt, zeigt sich erst beim konsequenten Durchdenken von Szenarien. So liesse sich künftig bei der Umzonung von Landwirtschafts- zu Bauland als Ersatz mit Waldro-

dungen neues Kulturland gewinnen.

Die Annahme eines solchen Antrags wäre das Ende des Waldschutzes, wie wir ihn kennen und könnte zum vollständigen Verschwinden des Waldes im Mittelland führen. Selbstverständlich ist es katastrophal, dass dem Siedlungsbau immer mehr Kulturland weichen muss. Das Kulturland sollte in seiner Fläche

ebenso geschützt sein wie der Wald. Aber nicht auf Kosten des Waldes! Denn nicht der Wald ist das Problem. Anzusetzen wäre bei der krebsartig immer weiter ins Land wuchernden Zersiedlung. Allerdings wagt hier kein Politiker einzuschreiten. Zu viel Geld ist mit dem Bauland und der Baulobby im Spiel. Und politisch zu unkorrekt wäre es, gegen die enorme Einwanderung von nahezu 100'000



Mächtige Windturbinen-Turbos sägen am Schweizer Waldgesetz

(Bild zvg)

Menschen in die Schweiz jedes Jahr(!) aufzustehen – eine der Hauptursachen für die weiter fortschreitende Zube-tonierung von Schweizer Kulturland in horrendem Tempo.

Subtiles Spiel

Glücklicherweise sollte der Wald dann aber doch nicht erhalten als Sündenbock für eine verfehlte Einwanderungspolitik und das Wüten einer ausser Rand und Band geratenen Immobilien- und Bau-mafia. Der Nationalrat trat nicht auf den irrwitzigen Antrag ein. Doch leider ist es verfehlt, deswegen erleichtert die Hände in den Schooss zu legen. Denn auch weitere Interessensverbände möchten gerne Schneisen ins Waldgesetz schlagen. So zum Beispiel Suisse Eole, die Marketingorganisation für Windturbinen in der Schweiz. An den Profiteuren der Windradlobby ging der im Parlament diskutierte Tabubruch für die Nutzung des Waldes nicht unbemerkt vorbei. Sie haben die Möglichkeiten für ihre eigenen Ziele erkannt, gehen subtil vor und nutzen nach Fukushima geschickt den Rückenwind der «erneuerbaren Energien».

So überwies der Ständerat am 29. September 2010 das «Postulat Cramer» mit dem Titel «Erleichterung des Baus von Windkraftanlagen in Wäldern

und auf Waldweideflächen». Damit ist das Halali auf den Waldschutz erneut geblasen. Denn im Klartext bedeutet dies, dass bewaldete Hügel und Waldweiden für den Bau von riesigen Windrädern freigegeben werden sollten. Ersatzaufforstungen – falls es solche überhaupt geben sollte – hin oder her: im Wald müssten für jede einzelne Anlage enorme Lichtungen geschlagen werden, damit die Windturbinen in alle Richtungen drehen könnten. Nicht zu sprechen von den veritablen Autobahn-Schneisen, die nötig wären für den Material-Transport zu den Baustellen.

Auf dem Holzweg

Fraglos eine Naturzerstörung und Landschaftsverschandelung ohnegleichen, subventioniert mit Steuergeldern. In einer ersten Reaktion auf das Postulat Cramer erklärte sich der Bundesrat im November 2010 bereit, «die Möglichkeiten zur Erleichterung des Baus von Windenergieanlagen im Wald oder in Waldweiden zu prüfen». Und zwei Jahre später, am 10. Oktober 2012, erklärt der Bund in einem Bericht «Windräder in Waldgebieten als grundsätzlich möglich». Damit könnten Bilder von brutalen Baustrassenschneisen und Rodungs-



Realer Alptraum: Windturbinen-Wald im richtigen Wald (USA).

(Bild zvg)

flächen für Windparks wie in Frankreich und Deutschland schon bald auch im Schweizer Wald bittere Realität sein. Eine drohende Realität als Produkt fehlgeleiteter Politik, die einmal mehr völlig am Volkswillen vorbeizieht. So wollen gemäss einer aktuellen repräsentativen Umfrage neun von zehn Schweizern am Waldgesetz in seiner jetzi-

gen Form ohne Aufweichungen festhalten. 89 Prozent sprechen sich auch gegen Waldrodungen für den Siedlungsbau aus. Bauten wie Windturbinen sind hier mit eingeschlossen. Das lässt Hoffnung schöpfen. Massiver Widerstand gegen den steuerfinanzierten Grossangriff auf den Schweizer Wald ist vorprogrammiert. ■

Bern

«Waldstadt Bremer» kommt vors Stimmvolk

Anfang April hat die Stadtberner SVP ihre Initiative «Wald-Stadt – Nein danke» mit 5157 beglaubigten Unterschriften eingereicht. Die Partei wehrt sich damit gegen grossflächige Waldrodungen für den Wohnungsbau im Bremgartenwald nördlich von Bern. Die «Waldstadt Bremer» zerstöre ein Naherholungsgebiet. Die Partei befürchtet auch, dass das Projekt ein Präjudiz schafft für weitere Rodungen rund um Bern, aber auch in der gesamten Schweiz. Bevor die öffentliche Hand weiter Geld für solche Planungen aufwerfe, müsse das Volk über die «Waldstadt Bremer» abstimmen können.

Das Stadterweiterungsprojekt «Waldstadt Bremer» sieht Wohnraum für bis zu 8000 Menschen vor in einem Waldstreifen des Bremgartenwaldes zwischen dem Länggass-Quartier und der Autobahn A1. Für das Mammutprojekt müssten rund 430'000 Quadratmeter (kein Schreibfehler!), d.h. 43 Hektar Wald gerodet werden.

Die Befürworter sprechen von einem nachhaltigen Projekt, das unter anderem Ersatzflächen für die Rodung vorsehe. Bei Nachfragen betreffend Standorten für die Ersatzaufforstung ist die Antwort der Befürworter allerdings mehr als hilflos. Denn Ersatzstandorte gibt es im Mittelland schlicht nicht. Also werden «Autobahnböschungen» vorgeschlagen. Doch diese werden zurzeit systematisch kahlgeschlagen. So müsste man wohl zuerst noch einige Dutzend Kilometer Autobahn neu bauen – zwecks Gewinnung von Böschungen für die Ersatzaufforstung

■ (hpr)



Ein Gigantismus, der den Wald für immer degradiert.

(Bild zvg)

Waldwirtschaft in der Schweiz

«Der Waldwirtschaftslobby auf den Leim gegangen»

Der folgende Leserbrief zweier engagierter Verteidigerinnen des Schweizer Waldes wirft Fragen auf, die auch andere Leserinnen und Leser unseres Journals interessieren dürften. Monika und Silvia Falb schrieben uns am 20. März 2013:

«Der Wald schien Ihnen [Fondation Franz Weber) damals genug bedroht, dass Sie die Initiative lancierten „Rettet den Schweizer Wald“. Leider haben Sie diese Initiative zurückgezogen, für uns noch immer absolut unverständlich. Heute ist der Wald nicht besser dran, sondern viel schlechter. Der Wald muss heute immer mehr rentieren, so wie die Nutztiere. Die Waldwirtschaftslobby ist nicht besser als die Fleisch- und Baulobby. Promotoren, die nur auf Profit aus sind. Auch die Waldwirtschaft verschanzt sich hinter guten Absichten und dem Wohl des Waldes. Sie wirft mit Schlagwörtern, wie Verjüngung, Lichtschaffung und Biodiversität um sich, um alle zu täuschen. Es funktioniert ja auch bestens.

Der Wald könnte gut auf solche Waldpflege verzichten. Er wäre froh, wenn er einfach in Ruhe gelassen würde. Aber er muss rentieren und ausgeschlachtet werden wie die Nutztiere. Enttäuschend, dass gerade Sie der Waldwirtschaftslobby auf den Leim gehen. Unser Gefühl hat uns leider nicht getäuscht, dass Sie in der Sache Wald nichts wirklich tun wollen. Die gelegentlichen Beiträge im Journal Franz Weber haben bei uns immer ein schales Gefühl hinterlassen. Dass Martin Schenk, Student an der Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften in Zollikofen beeindruckt ist, erstaunt uns nicht. Auch an den landwirtschaftlichen Schulen wurden viele Folterinstrumente für die Nutztiere entwickelt, nicht zum Nutzen der Tiere, sondern zum Nutzen derjenigen, die sie auf das Gröbste missbrauchen und ausnützen.

So ist es auch beim Wald. Nichts zählt; nur die Rendite. Für Leute, die nicht am Profit aus dem Wald interessiert sind, sondern an der Schönheit und seiner Wichtigkeit für das ganze Ökosystem, ist es offensichtlich, dass der Wald in seinen letzten Zügen liegt. Schade, dass Sie Herrn Schenk genau in dem Tonfall geantwortet haben, den Sie im Editorial zum Pferdefleisch so scharf verurteilt haben. Wenn die Forstämter da, wo sie jetzt den Buchen zu Leibe rücken, nichts mehr zu tun haben, werden sie in anderen Regionen anfangen, die Buchen zu eliminieren. Schweren Herzens lassen wir hiermit das Thema Wald fallen. Die Zukunft wird zeigen, wer Recht hatte. Für weitere Schritte fehlen uns die finanziellen Mittel.

Monika und Silvia Falb»

Wir danken für diesen Leserbrief und nehmen dazu wie folgt Stellung:

Wenn wir Anfang März 2008 unsere Initiative „Rettet den Schweizer Wald“ zurückgezogen haben, so ganz einfach deshalb, weil sie ihr Ziel, nämlich die Aufrechterhaltung des bewährten Waldgesetzes vom 4. Oktober 1991, ohne Volksabstimmung erreichte: Ohne Volksabstimmung lehnten beide Kammern insbesondere die drohende Revision mit der geforderten, mörderischen Praxis des Kahlschlags ab. Mit Genugtuung und mit Dank an die Parlamentarier konnte das

Initiativkomitee daher das Volksbegehren zurückziehen. Ein grosses Aufatmen für unsere Organisation mit ihren beschränkten Mitteln. Nur wer schon einmal eine Initiative durchgeführt und durchgebracht hat, weiss was dies bedeutet, was es an Arbeit und Finanzen verschlingt – für einen ungewissen Ausgang, der im Falle einer Abweisung durch das Volk der vertretenen Sache mehr schaden als nützen kann. Mit der Katastrophe von Fu-

kushima am 11. März 2011 haben sich die Paradigmen im Umweltschutz drastisch verändert. Um von der einst so «sicheren» und «sauberen» Atomenergie wegzukommen, ist man heute bereit, die Umwelt zu opfern. Der Ruf nach Schliessung sämtlicher Atomkraftwerke übertönt den Ruf nach Umweltschutz. Weg von der Atomenergie! Erneuerbare, «saubere» Energien um jeden Preis! lautet jetzt die Devise. Entsprechend wird in jüngster Zeit erneut von ver-

schiedensten Seiten versucht, an unserem beispielhaften Waldgesetz buchstäblich zu sägen. Denn **der Wald, so will man der gläubigen Bevölkerung weismachen, biete jede Menge idealer Standorte für Windturbinenparks.**

Je nach Entwicklung ziehen wir die Lancierung einer neuen Initiative in Betracht.

*Fondation Franz Weber
Judith Weber*

Epidemiengesetz

Elementare persönliche Rechte akut gefährdet



Es sei «die wichtigste politische Vorlage der letzten zehn Jahre», sagen Vertretende verschiedener Referendums-Komitees gegen die Totalrevision des Epidemiengesetzes (EpG). Sie könnten Recht haben.

■ Hans Peter Roth

«Wir sind in grosser Sorge um unser Land und unsere Freiheit.»

So drückt es Roger Burkhardt aus. Er spricht von der Totalrevision des Epidemiengesetzes (EpG) – der «mit Abstand wichtigsten politischen Vorlage der letzten zehn Jahre», wie er meint. Gemeinsam mit nicht weniger als sieben Referendatskomitees hat er Unterschriften gesammelt gegen das EpG. 50'000 wären nötig gewesen; bis zur Referendumsfrist am 17. Januar 2013 kamen fast 80'000 gültige Unterschriften zusammen. «Dies zeigt, wie sehr diese politische Vorlage die Bevölkerung beschäftigt», folgert der Wirtschaftsinformatiker und parteifreies Ratsmitglied einer basellandschaftlichen Gemeinde.

Zwei Gesichter

Schockierend: am 28. September 2012 hatte der Nationalrat das revidierte EpG mit 149 zu 14 Stimmen bei 25 Enthaltungen durchgewinkt, offensichtlich in völliger Verkennung, mit welcher Büchse der Pandora er es zu tun hatte. n. Nachdem das Referendum nun sehr deutlich zustande gekommen ist, wird ein Jahr später, am 22. September 2013, das Volk darüber abstimmen. «Das ist ein entscheidender Schritt. Nun können zumindest die Stimmbürger über das revidierte EpG entscheiden», freut sich Roger Burkhardt. «Aber die Arbeit beginnt jetzt erst richtig: nun müssen wir unbedingt für ein Nein zum EpG sorgen.»

Was macht die Vorlage so brisant? Offensichtlich hat das EpG zwei Gesichter – ein freundlich-fürsorgliches, das nur unser Wohl im Auge zu haben scheint – und ein düsteres im Verborgenen, das ge-

gen unsere Entscheidungsfreiheit und elementare Persönlichkeitsrechte gerichtet ist. «Das EpG verletzt unsere Verfassung», warnt Burkhardt. «Es sprengt unsere direkt-demokratische Staatsordnung und hat für jeden Menschen, jede Familie, gravierende Konsequenzen: Impfen wird obligatorisch. Weitreichende Kompetenzen werden beim Bund und bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zentralisiert. Wir Bürgerinnen und Bürger werden praktisch entmündigt und fichiert.»

Kniefall vor Megakonzernen

Die Referendats-Komitees sind überzeugt, dass mit dem neuen EpG die Interessen internationaler Konzerne über jene der Allgemeinheit gestellt werden. Dabei habe sich beim Schutz vor übertragbaren Krankheiten der föderalistische Weg bestens bewährt: «Die Eigenverantwortung gut vernetzter Bürger/innen, Ärzte/innen, Gemeinden und Kantone schützt uns wirksamer vor Krankheiten, als es zentralistische Obrigkeiten jemals könnten», heisst es auf der Referendats-Website <http://epidemiengesetz-achtung.ch>: «Stattdessen wollen die Befürworter des revidierten EpG in autoritärer Weise alle Macht an die Spitze zentralisierter Behörden verlagern (Art. 6-7). National und international eng verflochtene Konzerne und Behörden sollen totalitäre Macht über uns Bürger/innen erhalten.»

Gemäss revidiertem EpG soll die WHO diktieren können, wann angeblich wieder eine neue Pandemie ausgebrochen sein soll (Art 6.1.b). Darüber hinaus verpflichtet sich der Bundesrat, die von der WHO bestimmten obligatorischen Massnahmen –

Zwangsimpfungen – für «Risikogruppen» und «Personen in gewissen Berufen» – Pflegepersonal, Polizei, Armeeangehörige – in unserem Land durchzusetzen. Mit anderen Worten: die WHO stellt eine «besondere Lage» fest, und schon gehen weitreichende Kompetenzen an sie über. So wird auf der Referendats-Website richtigerweise die Frage gestellt: «Wollen wir das Risiko von Machtmissbrauch – gerechtfertigt durch eine profitorientierte «Pharma-Wissenschaft» – auf Kosten von uns Steuerzahlenden blind eingehen?»

Schweinegrippe-Betrug

Zur Erinnerung: 2009 riefen die WHO und ihre teils von Impfstoff-Herstellern finanzierten Berater für die Schweinegrippe völlig unnötig die höchste Pandemiestufe aus. Weltweit beschafften die Behörden für Milliarden an Steuergeldern Impfstoffe, die dann tonnenweise als Sondermüll entsorgt wurden. Zum Glück für die Bevölkerung gab es 2009 kein nationales Impfblogatorium.

Pikant: sollte ein unabhängiges Labor eine offiziell postulierte «besondere Lage» ohne behördliche Bewilligung mit einer mikrobiologischen Untersuchung zur «Erkennung übertragbarer Krankheiten» überprüfen, wird dieses mit Busse bestraft (Art. 16+83), falls das EpG angenommen wird. Das liefert das Schweizervolk de facto der Willkür von Impfstoffherstellern und der WHO aus. Doch: «Die regelmässig von den Medien geschürte Angst vor Pandemien ist kein Grund, fremden Mächten totalitäre Befehlsgewalt über uns zu geben», stellen die Referendumsträger richtiger-

weise fest: «Bewahren wir unsere verfassungsmässigen Grundrechte auf Selbstbestimmung und körperliche Unversehrtheit!»

Nein am 22. September

Da viele Impfstoffe toxische Zusätze enthalten, wollen im Übrigen auch Impfbefürworter selber entscheiden, wann und was geimpft wird. Unter <http://epidemiengesetz-achtung.ch> stehen Hinweise, wie sich bedenkliche Präparate erkennen lassen. «Niemand sollte unter Androhung von Sanktionen befehlen können, sich Gifte wie Quecksilber/Thiomersal (Nervengift), Aluminiumhydroxid (Hirnschäden), Natriumglutamat (Gehirnzerstörer), Formaldehyd (Krebs), Polysorbat (Unfruchtbarkeit), GMO (böartige Tumore), Nanopartikel (ungeklärte Wirkungen) etc. spritzen zu lassen.» Unsere Gesundheit soll nicht behördlich verordnet zugunsten von Machtinteressen und Pharmaprofiten aufs Spiel gesetzt werden.

Wer impfen will, kann das tun und muss für den Entscheid selbst die Verantwortung übernehmen. Dies die Meinung des Referendatskomitees: «Ein Impfblogatorium stellt hingegen eine nie dagewesene und gefährliche Einschränkung unserer Grundrechte dar. Noch haben wir die Wahlfreiheit. Nur wenn das EpG abgelehnt wird, können wir unsere Souveränität und unser Grundrecht auf persönliche Freiheit sowie auf körperliche und geistige Unversehrtheit wahren.» Und diese Grundrechte garantiert uns Artikel 10 der Bundesverfassung. **Deshalb ist ein Volks-Nein zum revidierten EpG am 22. September 2013 von grösster Wichtigkeit.** ■

Indien

Resistente Organismen

Pharmahersteller spülen in Indien riesige Mengen Antibiotika ins Abwasser. Die Folge: Antibiotika-resistente «Super-Bugs» in Flüssen, Seen und Grundwässern. Die indische Bevölkerung ist dem Killer-Cocktail schutzlos ausgeliefert. Denn sie hat keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser

■ Hans Peter Roth

Geht es um Machtausbau und Gewinnoptimierung, so agieren milliardenschwere Pharmamultis sehr geschickt. Sie zwingen Patienten und die gesamte Bevölkerung über gesetzliche Fesseln in zunehmende Bevormundung und Abhängigkeit. Das revidierte Epidemiengesetz in der Schweiz (siehe vorstehenden Beitrag) ist ein bitteres Beispiel dafür. Und für das Maximieren von Gewinnen macht die Pharmaindustrie das, was alle Grosskonzerne tun: sie verlagert die Produktion in Billiglohnländer, wo weder die Arbeitenden noch die Umwelt geschützt sind.

Was dies bedeutet, zeigt der Produktionsstandort Hydera-

bad. Die indische Millionenstadt ist zu einem Zentrum für die Herstellung von chemisch-pharmazeutischen Substanzen geworden. Mehr als 100 solcher Unternehmen produzieren hier und liefern in die ganze Welt. Während viele Industrieabwässer ungeklärt direkt in die Flüsse rund um Hyderabad gelangen, gibt es immerhin auch eine Kläranlage. Die Anlage von Patancheru Enviro Tech Ltd (PETL) reinigt die Abwässer von rund 90 lokalen Medikamente-Herstellern.

Extrem hohe Werte

Doch bei Proben wurden in den von PETL geklärten Abwässern bei Hyderabad Arz-

neimittelreste in 150-fach höherer Konzentration gemessen als in vergleichbaren Anlagen von Pharmafabriken in Europa oder den USA – nachlässigen Umweltvorschriften und dürftigen Kläranlagen «sei Dank». Mit verheerender Konsequenz, wie eine schwedische Untersuchung belegt. Joakim Larsson von der Universität Göteborg hat Wasserproben aus Hyderabad untersucht. Befund: «Antibiotika-Konzentrationen, die bis zu einer Million mal höher sind, als sie normalerweise in geklärtem Wasser gefunden werden. Die Konzentration war teilweise höher als im Blut von Patienten, die mit dem entsprechenden Antibiotikum behandelt werden.» Auffällig: die bestialisch stinkende Wasserbrühe in den Proben wimmelte von lebenden Mikroorganismen. Paradox, denn Antibiotika sind ja dazu da, Mikroorganismen abzutöten. Mit anderen Worten: alle diese Organismen sind resistent gegen eine ganze Palet-

te von Antibiotika. Denn nicht nur hohe Werte des Antibiotikums Ciprofloxacin hat Larsson in Hyderabad nachgewiesen, sondern gleich «verschiedene Breitband-Antibiotika und natürlich einen ganzen Strauss anderer pharmazeutischer Substanzen».

Schutzlos ausgeliefert

Während Multis mit billig produzierten, aber teuer verkauften Medikamenten Milliarden Gewinne einstreichen, ist die lokale Bevölkerung in Indien den Killer-Cocktails schutzlos ausgeliefert. Sie hat keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser und infiziert sich mit den resistenten Keimen bei der Wäsche, beim Baden, bei rituellen Waschungen, beim Trinken aus kontaminierten Brunnen, über Tiere, etc. Gegen diese tickende Zeitbombe erscheinen antibiotika-resistente Spitalkeime direkt harmlos.

Aber das verantwortungslose Spiel wird sich als Bumerang erweisen. Denn die «Super-Bugs» die sich zurzeit in Indiens Gewässern entwickeln und verbreiten, reisen so schnell um die Erde wie Verkehrsjets mit infizierten Menschen aus Indien an Bord. Das Zynische dabei: verbreitet sich ein solcher immuner «Käfer» erst einmal bei uns, kann die Lobby dank willfährigen und schlafenden Politikern gleich die nächste Pandemie-Hysterie schüren – und erneut kräftig Kasse machen mit dem Verkauf von ungeprüften Pharmazeutika an Staaten und Bevölkerung. Böse Erinnerungen an Vogel- und Schweinegrippe werden wach.



Millionen Menschen haben keinen Zugang zu sauberem Wasser.

Kanada verteidigt die Robbenjagd mit absoluter Sturheit

Robbenjäger und Inuit blitzten in zweiter Instanz vor dem EU-Gerichtshof ab. Sie klagten gegen ein Importverbot von Robbenprodukten in die EU. In unserem eigenen Land ist ein solches immer noch hängig. An vorderster Front kämpft die Fondation Franz Weber für die Einführung des Importverbots auch in der Schweiz.

■ Vera Weber

Strahlend weiss leuchten die Eisschollen vor dem dunklen, marineblauen Hintergrund. Hier auf dem Nordwestatlantik, vor der Küste Neufundlands liegen sie, die Robbenkinderstuben. Ein atemberaubendes Bild von unberührter Natur, von reiner, jungfräulicher Schönheit. Mit ihren grossen dunklen Augen, neugierig, ahnungslos blicken sie hoch, die Kleinen, aufmerksam geworden durch den Rotorlärm des Hubschraubers. Durch die hochauflösende Kamera sehe ich die Robbenbabys ganz nah – und schliesse sie sofort ins Herz. Man kann nicht anders als bezaubert zu sein, liebevoll und fürsorglich zu empfinden für diese wenigen

Wochen alten Tierbabys mit ihrem Ausdruck der Unschuld und Lieblichkeit.

Die Jäger nahen

Gleichzeitig ergreift mich grimmige Trauer. Die Robbenbabys können noch nicht richtig schwimmen, auf ihren Eisschollen sind sie den Robbenjägern schutzlos ausgesetzt. Unter uns rücken Fangboote immer näher an die Schollen heran, auf denen sie liegen. Die Babys verstehen nicht, was diese unförmigen, schaukelnden Monster auf dem Wasser bedeuten. Dann zerreißen Schüsse die Idylle. Kugeln durchzucken die Robbenleiber. Blut strömt auf die Eisschollen. Ein Tier ist furchtbar an der Seite getrof-



Unschuldig und schutzlos: dreiwöchiges Robbenbaby

fen – und lebt noch! Überhaupt bewegen sich viele der getroffenen Babys noch, winden sich schmerzverkrampft im eigenen Blut.

Selten bedeutet ein Schuss den sofortigen Tod. Wie sollte ein Jäger vom schaukelnden Fangboot aus denn auch präzise schießen können auf Tiere, die sich bewegen auf Eisschollen, die wiederum durch die Wellen in Bewegung sind! Das seitlich getroffene Robbenbaby kippt ins Wasser und versucht ungenau zu fliehen. Sofort färbt sich das Wasser rot. Unaufhaltsam schwimmt ein Fangboot heran und drückt die Schollen zusammen. Das wunde Tier verschwindet unter dem Eis. Muss es ertrinken? Mit einer langen Hakenstange stochert ein Jäger zwischen den Schollen. Schliesslich findet er die Robbe, rammt ihr den Haken durch das Gesicht und zerrt sie an Bord. Durch die Kamera sehe ich deutliches Zappeln. Das Tier lebt noch immer. Erst jetzt zertrümmern

ihm Schläge mit dem «Hakapik», einem Stock, der als Haken und Knüppel zugleich dient, endgültig den Schädel.

Empörung als Triebfeder

Während mehreren Jahren habe ich vor Neufundland das grausame Robbenschlachten an der kanadischen Ostküste nun immer wieder beobachtet und dokumentiert. Bin von Robbenjägern bedroht und tödlich angegriffen worden. In einem Fall rammten sie sogar unser Fahrzeug von der Strasse. Mit Abstand am schlimmsten sind für mich aber diese wiederkehrenden Bilder des langsamen, qualvollen Sterbens unschuldiger Robbenbabys. Ich gewöhne mich nie daran. Immer unerträglich wird es, ohnmächtig und hilflos mitanzusehen zu müssen, wie Jäger ein liebliches Robbenkind kaltblütig in den Leib oder ins Gesicht schießen, um es zu immobilisieren, und es dann innerhalb von Minuten zu einem blutigen Haufen Fleisch, Knochen und Eingeweide reduzieren.



Eine Jagd für Felle, die niemand mehr will

Doch diese Empörung ist zugleich Triebfeder für den Kampf der Fondation Franz Weber (FFW). Denn ohnmächtig und hilflos sind wir trotz allem keineswegs. In Zusammenarbeit mit anderen Organisationen haben wir in den letzten Jahren viel erreicht. Die Robbenjagd selber stirbt einen langsamen Tod.

Die Jagd bleibt grausam

Gerade die filmischen Dokumentationen, die wir während vielen Jahren über die Grausamkeiten zusammengetragen haben, bringen die Robbenjagd Schritt für Schritt zu Fall. Bereits 2006 beobachtete ich, begleitet von Medienleuten und einem EU-Parlamentarier, die kanadische Robbenjagd. Aufgrund einer schriftlichen Erklärung des schockierten EU-Parlamentariers erarbeitete die EU-Kommission daraufhin einen Gesetzentwurf gegen die Einfuhr von Robbenprodukten in die EU. Dieser wurde am 5. Mai 2009 mit grosser Mehrheit angenommen und ist seit dem 20. August 2010 in Kraft. Ein schwerer Schlag für die Robbenjäger, da in der Folge auch Russland, Kasachstan, Weissrussland und Taiwan ein solches Importverbot erlassen haben.

Entsprechend sind die Fangzahlen von über 300'000 auf ca. 75'000 Jungrobben dieses Jahr eingebrochen. 2010 und 2011 waren es sogar noch weniger. Auch diesen Frühling war die FFW wieder vor Ort. Gemeinsam mit Rebecca Aldworth von der Humane Society International (HSI) filmte ich die Jagd. Das mitgebrachte Videomaterial zeigt einmal mehr in eindringlichster Deutlichkeit, dass die Robbenjagd entgegen allen Beteuerungen der kanadischen Regierung und allen angeblichen Verbesserungen zum Trotz äusserst grausam ist und bleibt.

Klage abgewiesen

Folgerichtig hat der EU-Gerichtshof am 25. April 2013 in Luxemburg in zweiter Instanz eine Klage kanadischer Inuit und neufundländischer Robbenjäger gegen das EU-Importverbot von Robbenprodukten abgewiesen. Der EU-Gerichtshof hatte die vom «Canadian Fur Institute» (Kanadisches Pelz-Institut) angeführte Klage 2011 bereits einmal abgelehnt, doch die Lobby-Organisation legte Rekurs ein.

Zudem hat am 29. und 30. April 2013 die zweite Anhörung über das EU-Importverbot von Robbenprodukten



Die Eisschollen sind klein, dünn, brüchig und leer

vor der Welthandelsorganisation WTO in Genf stattgefunden. Auch die Regierungen Kanadas und Norwegens wollen das Importverbot kippen. Die EU-Kommission hat dieses aber einmal mehr verteidigt, unterstützt durch Beweismaterial der FFW und HSI, das ihr erlaubt, das Einfuhrverbot der EU auf Grundlagen des Tierschutzes und der öffentlichen Moral zu verteidigen. Gründe, welche die WTO anerkennen kann und Grund genug also, dass die WTO das EU-Importverbot bestätigt. Einerseits zeigt das Importverbot klar Wirkung, andererseits ist die kanadische Regierung ausserstande, die Robbenjagd human zu gestalten. Der WTO-Entscheid sollte später dieses Jahr fallen.

Weniger Packeis

In der Schweiz konnte der Nationalrat durch das Beweismaterial der FFW überzeugt werden, sich mit klarem Mehr für ein Einfuhrverbot von Robbenprodukten in die Schweiz auszusprechen. Im Ständerat ist der Entscheid noch hängig. Die kleine Kammer will das Verdikt der WTO abwarten. Erst wenn beide Parlamentskammern dafür stimmen, tritt ein Importverbot auch in der Schweiz in Kraft.

Neben dem Tierschutz fehlt es zudem nicht an Argumenten des Artenschutzes gegen die Robbenjagd. So wird das Packeis durch den Klimawandel immer dünner und spärlicher. Schon bei der Geburt fallen unzählige Robbenbabys ins Wasser, oder die Robbenmütter finden gar keine Eisschollen zum Gebären. Die Babys ertrinken. Als ich im Frühling der Jahre 2011 und 2012 die Küsten Neufundlands überflog, musste man das Packeis in den Weiten des Ozeans buchstäblich suchen. Die wenigen Eisschollen waren klein, dünn, brüchig und leer. So auch im Frühjahr 2013.

Acht Millionen Robben sollen an Kanadas Ostküsten leben, behauptet die kanadische Regierung. Die FFW und HSI haben nicht nur Hunderte sondern Tausende von Kilometern Küste überflogen und dabei nicht mehr als ein paar tausend Robben gesichtet – die Opfer der diesjährigen Robbenjagd.

Hartnäckig trotzen wir der absurden Sturheit Kanadas, das sich mit Steuergeldern verkrallt in eine sterbende Jagd auf Eis, das es bald nicht mehr gibt, für Felle, die niemand mehr will – bis diese reiche und zivilisierte Nation statt in die Robbenjagd endlich in eine nachhaltige Zukunft investiert.



April 2013: Vera Weber im Helikopter über St Anthony, Neufundland



Fischadler

(Bild Clément Rolland)

Col de l'Escrinet

Endgültiges Aus für die Vogelmassaker

Vorbei! Zugvogel-Massaker an einem der wichtigsten Frühjahrszugpässe Frankreichs gehören endgültig der Vergangenheit an. Der unermüdliche Einsatz der Fondation Franz Weber (FFW) am Col de l'Escrinet in Südfrankreich trägt Früchte.

■ André Bühler

Frühling 2013: Tauben, Lerchen, Drosseln, Finken, Greifvögel... Alle überqueren sie den Col de l'Escrinet in geringer Höhe, zügig, zielstrebig, eilig. Aber ohne Stress! Weit über 100 Vogelarten zählen und bestimmen zwei festangestellte Ornithologen und ihre freiwilligen Helfer. Hunderttausende Vögel lassen den Col de l'Escrinet unverletzt hinter sich. In guter Verfassung werden sie ihre Brutgebiete erreichen. Die Auszählungen der Ornithologen reihen sich an eine ansehnlichen Reihe früherer Zugperioden. So lassen sich Bestandes-Entwicklungen verschiedenster Arten

wissenschaftlich analysieren. Kein Knallen und Böllern zerreisst die anmutige Ruhe. Vogelrufe erfüllen die Frühlingsluft; bisweilen ist sogar das Flügelschwirren der gefiederten Reisenden gut hörbar.

«Es regnete Lerchen»

Das war nicht immer so. Noch im Jahr 2000, am 19. Februar, mussten wir schreiben: «735 Gewehrschüsse von 15:00 bis 16:00 – es regnete Lerchen.» Doch dann setzte der Umschwung ein. Initialzündung war eine über die Grenzen Frankreichs hinaus beachtete Medienkonferenz. Am 16. März 2001 organisier-

te die Fondation Franz Weber (FFW) das Ereignis im Städtchen Aubenas an der Ardèche mit französischen Vogelschutz- und Umweltorganisationen. Diese hatten die FFW zuvor verzweifelt um Hilfe ersucht. Nun folgten Taten. Franz Weber beriet die Verbände bei der Einrichtung einer professionellen Beobachtungsstation am Col de l'Escrinet. Die FFW stellte einen Wohnwagen als Depot für Infomaterial und Ausrüstung zur Verfügung und leistete – und leistet weiterhin – Beiträge an die Besoldung der Beobachter. Und schliesslich konnte die Stiftung genau jene Parzelle erwerben, wo auf dem ehemaligen «Schiessplatz» der Wilderer nun die Beobachter sitzen. So klang es drei Jahre später schon ganz anders: «Das Frühjahr 2007 ist an den Zugspässen der Ardèche für

die Vögel das beste und für die Jäger das schlechteste seit Jahrzehnten. Von den bisher 20 «Jagdpasssen» ist die Jagd nur noch an fünfzehn offen. Einzig die Ringeltaube darf erlegt werden, limitiert auf fünfzig Vögel pro Pass. Jede erlegte Taube muss markiert werden. Uniformierte Naturaufseher kontrollieren das Geschehen.»

Eskalation

Nach Jahrzehnten des Vogel-mordens, nach Terror und Gewalt gegen Umweltschützer und ihr Hab und Gut, haben wir heute Grund zum Feiern. Doch zunächst waren noch harte Zeiten angesagt. Während mehrerer Zugperioden standen sich die Wilderer in einem alten Bauernhaus auf der einen Seite des Passes und die Ornithologen auf der anderen feindselig gegenüber.

Ab Frühling 2005 weicht die angespannte Ruhe offener Konfrontation. Die Wilderer, in ihrem illegalen Tun zunehmend bedrängt, werden immer aggressiver. Sie legen bei der Beobachtungsstelle am Pass Stacheldraht auf die Strasse, zünden Holzbänke an, bedrohen die Vogelschützer und verspritzen Schweinejauche. Am 12. März 2005 eskaliert die Situation: Wutentbrannte Wilderer greifen Ornithologen am Col de la Fayolle gewalttätig an, beschädigen ihr Material, entreissen ihnen den Fahrzeugschlüssel.

Bumerang

Gleichen tags am Col de l'Escrinet: Über Nacht haben die Wilderer den Wohnwagen der FFW aufgebrochen und mit Schweinejauche unbrauchbar gemacht. Tags darauf werden der Berichterstatter und seine Frau just da, wo ihnen die Gendarmen am Vortag die Beobachtung erlaubt haben, von zwei Maskierten mit Schweinejauche übergossen. Den Rest schütten sie ins Auto. Zur Frühjahrsversammlung wichtiger französischer Umweltverbände am Col de l'Escrinet sind hunderte Umweltschützer angereist; mit dabei Franz und Judith Weber. Am Folgetag thematisieren französische Medien die Übergriffe der Wilderer prominent. Ein Debakel für die Wilderer. Die «normalen» Jäger gehen auf Distanz – sie fürchten um das Ansehen der legalen Jagd. Ein Jäger bringt uns sogar etwas zu essen und wettert über «die Idioten dort oben». Die öffentliche Meinung ist gekippt. Plötzlich verspüren die Wilderer Gegenwind, selbst von Instanzen, die zuvor unter dem Druck der Jägerschaft unrechtmässige Ausnahmebewilligungen erteilt und An-

zeigen gegen fehlbare Jäger unterschlagen haben.

Happy End

März 2012: sechs Taubenwilderer werden auf frischer Tat ertappt und verzeigt. Auf das Urteil darf man gespannt sein. März 2013: Nur nasskaltes Wetter dämpft die Stimmung am Col de l'Escrinet. Die «Bastion» der Wilderer, das alte Bauernhaus, ist verfallen – Symbol ihres Niedergangs. Heute treffen sich hier nur noch Vogelfreunde, bis zu zwanzig und mehr jeden Tag. Sie diskutieren, lachen und bewundern den Vogelzug. Welche Ermutigung für die wachsende Schar, die gegen den barbarischen Vogelmord kämpft, dem noch immer vielerorts in Frankreich gefrönt wird! Am Col de l'Escrinet ist er vorbei. Ein Happy End. Dank dem unbeugsamen Engagement der Fondation Franz Weber.



Ringeltaube

(Bild Clément Rolland)



Ringeltaubenschwarm

(Bild Clément Rolland)



Ungestörte Vogelzugbeobachtung am Col de l'Escrinet

(Bild Gaël Foilleret)

Stierkampf

Der lange Weg zum Todesstoss für die Corrida

Sterbende Stiere – sterbender Stierkampf. Immer mehr Menschen wenden sich gegen das blutige Spektakel. An den Abgrund gedrängt, bäumt sich die Stierkampf-Lobby zynisch auf. Sie will die Corrida zum Kulturgut erklären. Dagegen wehrt sich die Fondation Franz Weber (FFW) mit einer Klage.

■ Vera Weber

Irgendwie ist es symbolisch: Im Januar 2013 stürzte in Madrid das provisorische Dach von Las Ventas ein, der grössten Stierkampfarena – und einer der traditionsreichsten Spaniens. Die Überdachung hielt Belastungstests nicht stand. Nun verzichtet die Stadt aus Sicherheitsgründen auf die Konstruktion. Vier

Millionen Euro buchstäblich in den Sand gesetzt; zahlreiche Events mussten abgesagt werden – auch Stierkämpfe. Noch weit dramatischer für die «Corrida» ist indes die Finanzkrise und das stetig schwindende Interesse am blutigen Spektakel. Gerade noch 30 Prozent der Spanier interessieren sich gemäss un-

abhängigen Umfragen dafür, und namentlich die jüngere Generation kann dem Stierkampf kaum mehr etwas abgewinnen. In den letzten fünf Jahren ist die Zahl der Corridas um die Hälfte eingebrochen, auf weniger als 1200 Anlässe. Vor allem die kleineren Stiertötungs-Veranstaltungen in der Provinz spüren die Krise, etwa bei Dorffesten, wo Stierkämpfe traditionell dazugehören. So stimmten im Sommer 2012 die Bewohner des Dorfes Guijo de Galisteo in der Extremadura im Südwesten Spaniens dafür, 5000 Euro lieber für die Förderung von Arbeitsplät-

zen einzusetzen als für das Stiertreiben.

Das Monstrum

Praktisch im Monats-Rhythmus gibt es weitere Rückschläge für die Corrida. So verbannt «Youtube», die Mega-Plattform für Videos, seit März 2013 sämtliche Stierkampf-Videos von ihrer Seite. Wer auf Youtube noch Videos von Stierkämpfen findet, kann diese melden, damit sie vom Netz genommen werden. Und im April hat der mexikanische Bundesstaat Sonora ein Corrida-Verbot beschlossen.

Doch was tut ein Monstrum, das sich mehr und mehr gegen den Abgrund gedrängt sieht? Es will überleben und geht zum Gegenangriff über. Wenn das Monstrum nun die Stierkampf-Lobby ist, der Abgrund die Finanzkrise und mangelndes Interesse, und der Gegner Organisationen wie die Fondation Franz Weber (FFW), dann fletschen die Verteidiger der blutigen «Fiesta» nun definitiv die Zähne. Etwa vertreten durch Mariano Rajoy. Der konservative spanische Regierungschef hat durchgeboxt, dass der Stierkampf, der in Spanien traditionell am späten Nachmittag stattfindet, seit Anfang Jahr wieder als Live-Programm des Staatsfernsehens (TVE) flimmert. Dazu liess die konservative Regierung die staatlichen TV-Statuten ändern, sodass Stierkämpfe nicht mehr als Gewalt gegen Tiere gelten.



Stierkampf: ein archaisches Monstrum, das stur verteidigt wird

Kindheit ohne Gewalt

Tierschützer und Elternverbände sehen in dieser Statutenänderung eine krasse Verletzung des Schutzes Minderjähriger. Sie bezeichnen den Entscheid zudem als Rückschritt im gesellschaftlichen Kampf um die Abschaffung eines barbarischen Spektakels.

Anna Mulà, die spanische Anwältin der Fondation Franz Weber, hat im Namen der FFW, zusammen mit der Vereinigung ADDIA (Verein für den Schutz der Rechte von Kindern und Jugendlichen), eine Klage vor dem spanischen Volksverteidiger gegen die Fernsehübertragung von Stierkämpfen auf dem Staatskanal TVE eingereicht. Die FFW und ADDIA vertreten die Auffassung, dass das spanische Fernsehen in der Ausübung seines öffentlichen Dienstes die Rechte der Kinder zu schützen hat. Diese seien durch die Übertragung von Stierkämpfen während Kinderschutzzeiten verletzt worden.

Addia-Präsident Carlos Villagrà und Anna Mulà von der FFW unterstreichen, dass die TVE weder über die nötige rechtliche Absicherung noch über die Legitimation verfügt, während der Kinderschutzzeit Stierkämpfe in ihr Programm aufzunehmen. Die Klage ist noch hängig.

Billigung verhindern

Rajoy zeigt sich von der Kritik unbeeindruckt. Mit fast 600'000 Unterschriften haben Stierkampf-Verfechter ein Volksbegehren ins Parlament eingebracht. Dieses fordert, die «Corrida» zum Kulturgut zu erklären. Damit wäre sie in ganz Spanien unter Schutz gestellt. Für die Ansetzung einer Debatte als Gesetzesinitiative stimmten 180 Abgeordnete, 40 dagegen, und 106 enthielten sich. Schon als Op-

positionsführer hatte Mariano Rajoy eine Lanze für den Stierkampf gebrochen und versprochen, das Ritual als Regierungschef zum Kulturgut zu erklären.

Seit das Volksbegehren 2011 bekannt wurde, engagiert sich die spanische Abteilung der FFW unermüdlich auf politischer und juristischer Ebene, eine Billigung des Begehrens zu verhindern. Dieses will die Corrida nicht nur zum nationalen Kulturgut erheben und in Katalonien, wo sie seit 2011 verboten ist, wieder einführen. Es will auch künftige Verbote in anderen Regionen Spaniens verhindern, den Stierkampf massiv höher subventionieren und verstärkt im Schulunterricht verankern.

Stolpersteine

Das Hauptproblem des Begehrens aber ist nicht seine Verabschiedung, sondern seine rechtliche und wirtschaftliche Fragwürdigkeit. Dem Staat fehlen die Kompetenzen hinsichtlich solcher Entscheidungen. Die Oppositionsparteien haben sich aufgrund der Wirtschaftskrise in Spanien bereits mit aller Deutlichkeit gegen eine Erhöhung öffentlicher Gelder für die Stierkampfindustrie geäußert. Das spanische FFW-Team hat nun einen umfassenden Bericht erarbeitet, der die Mehrheitsmeinung gegen die Corrida vertritt, mit dem Ziel, Abgeordnete und Senatoren zu beraten und die lokale Presse zu informieren. Das Dokument führt eine Reihe politischer, legislativer und staatsrechtlicher Argumente auf, die unmissverständlich darstellen, dass die Anwendung des Volksbegehrens einer Rechtsverletzung gleichkäme.

So darf sich die Zentralregierung beispielsweise nicht über Bestimmungen der au-



Kann man eine Nation, die ein solches Spektakel erlaubt und fördert, zivilisiert nennen?

tonomen Regionen hinwegsetzen. Für öffentliche Veranstaltungen – und dazu gehören Stierkämpfe – sind allein die Provinzen zuständig. Die Umsetzung der Initiative müsste zudem auf allgemeinem öffentlichem Interesse gründen. Dies ist nicht gegeben, denn das Begehren vertritt eine schrumpfende Minderheit; eine wachsende Mehrheit in Spanien lehnt das grausame Spektakel der Corrida ab. Hinzu kommen eine ganze Reihe von genau beschriebenen Verfahrens- und Formfehlern, wie Zuständigkeitsübertretungen, Kompetenzüberschreitungen, massive Verletzung von Fristen und finanzielle Unregelmässigkeiten.

Auf wackligen Beinen

Grund genug für das spanische Team der FFW, eine Anfechtungsklage vor dem Obersten Gerichtshof einzureichen. Das Verfahren gegen den Zentralen Wahlausschuss wurde bereits am 25. Januar 2012 auf dem Verwaltungsweg eröffnet und im Juli 2012 vom Obersten Gericht zugelassen. Sechs grundlegende Fehler und Unregelmässigkeiten werden beklagt. Dies hat die FFW allen politischen Gruppen bekannt gegeben

mit dem Fazit, dass eine Anwendung des Volksbegehrens jeglicher Legitimität und demokratischer Transparenz entbehren würde. Dazu kommt die Aufklärung von Mandatsträgern, Abgeordneten und Senatoren sowie Medien, über Fehler und grundlegende Trugschlüsse dieser Initiative.

Zurzeit ist sie in Bearbeitung. Das FFW-Team in Spanien steht in Verbindung mit dem Abgeordnetenhaus, um die Billigung zu verhindern oder, im Falle einer Annahme, reagieren zu können. Derzeit erlebt die Initiative, die schon weit fortgeschritten schien, einen eigentlichen Stillstand. Keine Partei hat Änderungsvorschläge eingereicht; die Frist musste bereits fünfmal verlängert werden. Auch das symbolisch – für die völlige Orientierungslosigkeit der Stierkampflobby und der Konservativen.

So steht das Begehren bereits jetzt auf sehr wackligen Beinen. Etwas anderes hingegen steht unverrückbar fest: Im Falle einer (unwahrscheinlichen) Billigung wird die Mehrheitsvertretende Tierschutzbewegung und insbesondere das FFW-Expertenteam in Spanien mit ganzem Nachdruck reagieren. ■

Müllpferde

Karawane in die Freiheit



Fünfzig Pferde auf ihrem Weg in die Freiheit

Jede Woche ersetzt die kolumbische Hauptstadt Bogotá 50 Pferde-Müllkarren durch Motorfahrzeuge. Die geschundenen Zugpferde werden von Tierfreunden adoptiert. Auch die Müllsammler erhalten eine würdevollere Zukunft. Sie sammeln Wertstoffe an der Strasse künftig motorisiert.

■ Leonardo Anselmi

Einen solchen Konvoi hat die Stadt noch nie gesehen. Noch vor Tagesanbruch begannen 50 Pferde, ihre Müllkarren durch die Strassen von Bogotá zu ziehen. Vier Uhr früh. Wie jeden Tag der Beginn des traurigen Tagwerks für die Müllpferde in Kolumbiens Hauptstadt. Doch am 26. Februar 2013 sollte alles anders werden. Spürten sie es? Eines spürten sie bestimmt: Keine Hiebe an jenem Morgen; kein Fluchen. Kein Gebrüll. Und keine erdrückende Last auf den Müllwagen.

50 Pferde und ihre Lenker hatten sich in die «Caravana

de la Libertad» gereiht, die «Karawane der Freiheit», von den Behörden der Millionenstadt so getauft. Zum allerletzten Mal eingespannt vor die klapprigen Sammelwagen für rezyklierbare Strassenabfälle. Ein langer, mit Papiergirlanden geschmückter Umzug in die Freiheit, begleitet von offiziellen Fahrzeugen, Medien, Tierschützern und vielen Stadtbewohnern.

«Wir sind die Ersten!»

«Endlich in Rente!», stand auf Transparenten an den Gespannen. «Wir sind die Ers-

ten!». Welch' emotionaler Moment für Alejandra García, die sich für die Fondation Franz Weber (FFW) in ganz Südamerika unermüdlich für die Müllpferde einsetzt. Bogotá hatte sie zum Festakt des Ersatzes der ersten 50 Pferdewagen durch motorisierte Fahrzeuge eingeladen. Die Stadtverwaltung hatte an alles gedacht. Sollte eines der Pferde den letzten Weg zur Freiheit nicht durchstehen, begleitete ein Laster mit Wassertank sowie ein Pferdetransporter den ganzen Umzug.

Von den Stadtbehörden bereitgestellt, warteten 50 Motorfahrzeuge auf die Müllsammler. So können sie künftig ihrer sinnvollen Tätigkeit, dem Recycling von Stoffen wie Karton, Altmetall und vielem mehr in den Strassen der Grossstadt in Würde und

ohne Tierleid nachgehen. Der 26. Februar – ein grosser Tag für die Tier- und Menschenfreunde in ganz Südamerika. Er hätte die Frucht jahrelanger Bemühungen der FFW und der von ihr gegründeten kolumbischen Tierschutzorganisation «Plataforma ALTO» («Animales Libres de Tortura» – «Tiere ohne Qual») nicht besser symbolisieren können.

Rasch gehandelt

Dem grossen Tag war eine mehr als einjährige eingehende Vorbereitungszeit vorausgegangen. Zuallererst galt es, die «Cartoneros», die Abfallsammler, zu überzeugen, ihre Müllpferde abzugeben zugunsten von motorisierten Vehikeln. Mit dem Umsatteln kam das Umschulen und Umsetzen. Von der Idee bis zu jenem denkwürdi-

Fortschritt in Uruguay und Argentinien

Die Stadt Paysandú in Uruguay könnte die erste des Landes sein, die sich der Kampagne «Basta de TaS» («Schluss mit Müllpferden») anschliesst und auf unsere Beratung hin eine entsprechende Verordnung erlässt. Jedenfalls ist die kommunale Arbeitsgruppe mit dem Wesen, der Philosophie und den Zielen der Kampagne mehr als einverstanden.

Derweil kommt der Ersatz der Pferde in der argentinischen Stadt Corrientes gut voran. Bei Redaktionsschluss war das Ministerium für Soziale Entwicklung gerade daran, 50 motorisierte Dreiräder für die Abgabe an die Müllsammler zu immatrikulieren. Weil sich für diese erste Tranche insgesamt 90 umstellungsbereite Müllsammler für 50 Vehikel bewarben, fand am 23. April eine Verlosung statt. Einige der «Cartoneros» haben sich indessen für einen «Berufswechsel» entschieden, wofür sie behördliche Unterstützung erhalten.

Diesen Monat dürfen nun die ersten Pferde buchstäblich «ausspannen». Sie werden zu Tierschützern bei Corrientes gebracht. Hier erhalten sie zunächst die nötige Pflege und Betreuung. Dann heisst es «Freigabe zur Adoption», verbunden mit der Garantie der neuen Eigner, sie würdig zu behandeln und nie wieder als Zugpferde einzusetzen. ■ (ag)

gen 26. Februar sind nur wenige Jahre vergangen – Zeugnis, wie unbürokratisch und rasch in Südamerika gehandelt wird, wenn eine Vision greift.

In Bogotá führte der Weg wie in vielen anderen lateinamerikanischen Städten über die

Schaffung eines Registers für die Pferde und Müllsammler, um sich überhaupt einen zahlenmässigen Überblick zu verschaffen. 2250 Pferde wurden registriert. Das sind sehr viele Tiere – und viele in wirklich schlechtem Zustand. Krank, geschlagen, verletzt,

unterernährt und überbelastet mit tonnenschwer beladenen Müllkarren.

Am Ziel

An der veterinärmedizinischen Fakultät der «Universidad de Ciencias Aplicadas y Ambientales» (UDCA, Universität für angewandte Umweltwissenschaften) hatte die Karawane der Freiheit gegen sieben Uhr morgens ihr Ziel erreicht. Grosse Transparente hiessen die Cartoneros und ihre Pferde herzlich willkommen. Zu beiden Seiten säumten Studenten die Strasse. Mit Behältern voller Karotten und «Panela», einer typisch kolumbianischen Süsigkeit auf Zuckerrohrbasis, nahmen die Studenten die schwachen Tiere liebevoll in Empfang. Für die Emotionen gab es kein Halten mehr. Gerührt liessen viele ihren Tränen freien Lauf. Nicht Tränen des Abschieds von einer grausamen Praktik; sondern Freudentränen in diesem symbolträchtigen Moment des Wan-

dels, der eine glücklichere Zukunft für Müllpferde und Carreteros bedeutet.

Das allerletzte Mal spannten sie ihre treuen, geschundenen Schützlinge los von den Karren, die gleich auf dem Gelände der UDCA zerlegt werden. Die Pferde aber wurden von fürsorglichen Veterinärmedizinern und Studierenden in ihre Boxen gebracht. Nach einer Woche intensiver Pflege erfolgt schliesslich die Übergabe an Adoptivfamilien. Diese verpflichten sich dazu, die Tiere niemals wieder für die Müllsammlung einzusetzen.

Grosserfolg

Seit dem 26. Februar kommen nun jeden Montag 50 neue Pferde bei der UDCA an, wo sie nach einer Woche Pflege und Erholung bereits fähig sind, die Reise in ihr neues Heim anzutreten. Bei dieser Geschichte mit Happy End spielen die Adoptivfamilien eine ganz zentrale Rolle. Die Stadtverwaltung von Bogotá hatte nichts dem Zufall überlassen und schon Monate vor dem Festtag per Aufruf

Bogotá verbietet Zirkusse mit Tieren

Dank Bogotás' tierfreundlichem Bürgermeister Gustavo Petro gab es Ende Februar 2013 noch einen weiteren Durchbruch im Tierschutz zu feiern: das Verbot von Zirkussen mit Tieren auf Stadtboden. Auch dieser sensationelle Erfolg ist das Verdienst des unermüdlichen Engagements der von der Fondation Franz Weber (FFW) gegründeten «Plataforma ALTO». Gustavo Petro macht dem «Toro de la Paz», mit dem wir ihn 2011 für das Verbot von Stierkämpfen in Bogotá auszeichnete, erneut alle Ehre. ■ (ag)



Endlich in Rente! Wir sind die Ersten!

Interessenten für eine Adoption gesucht. Wer einem Pferd ein würdiges und glückliches Leben ermöglichen will, trägt sich in ein Register ein und lässt sich von lokalen Tierschutzvereinen auf die Eignung prüfen. Auch später stellen die Tierschützer sicher, dass es dem Tier gut geht und die Adoptivfamilien ihre unterschriebenen Erklärungen einhalten.

Der Bürgeraufruf wurde zum überwältigenden Erfolg, der alle Erwartungen übertraf: für 2250 Pferde trugen sich über 6000 Personen ein! Viele haben sogar mehr als ein Pferd adoptiert. Das ist lateinamerikanische Wärme, verbunden mit Solidarität und einem rasch wachsenden Bewusstsein für das Tierwohl. In einer emotionsgeladenen Rede vor versammeltem Publikum und Medien sprach Gustavo Petro, Erster Bürgermeister von Bogotá, den Cartoneros Mut zu, die Veränderung als Chance für eine bessere Zukunft von Mensch und Tier in einer solidarischen Gesellschaft anzunehmen. Zum Festakt kam auch Chucho Merchán, der berühmte kolumbianische Sänger und Aktivist für Tierrechte. Als Freund von Sir Paul



27. Februar 2013, Titelseite der größten Zeitung Bogotas: "Jetzt ist die Stunde der Liebe für sie gekommen. Auf einer guten Rente. Gestern haben 50 Pferde ihre Ketten aufgegeben"

McCartney hatte der Star 2011 erreicht, dass der Ex-Beatle den Bürgermeister in einem Brief zur Abschaffung der Stierkämpfe aufforderte. Zu guter Letzt adoptierte Chucho selbst zwei der Pferde. Nun können diese auf einem seiner Grundstücke einen glücklichen Lebensabend verbringen. ■



"Willkommen in der Freiheit"

Estelita endlich ausser Gefahr



Als uns im Februar ein Müllsammler in Córdoba, Argentinien, Estelita anvertraute, lag das Fohlen im Sterben. Es war unterernährt, litt an Lungenentzündung, Krätze und hatte ein Geschwür im rechten Auge. Zwei Monate lang haben wir uns 24 Stunden am Tag um sie gekümmert. So trank sie pro Monat 1000 Liter Milch! Tag und Nacht standen wir Estelita bei. Die erste Blutuntersuchung war derart schlecht, dass das Labor nachfragte, ob es sich um Blut eines toten Pferdes handle. Doch dann wandelte sich alles zum Guten und der Tierarzt konnte seine Untersuchungen beenden. Durch Komplikationen ist unsere kleine, grosse Estelita stark geworden.

Nun ist sie glücklich, vital – und vor allem sehr verwöhnt. Luzerne ersetzt die Milch, wohlschmeckende Karotten und Mais sind ebenfalls getestet. Laub verschiedenster Bäume fürs Menu zieht sie unwiderstehlich an. Damit ist Estelita das hoffnungsvolle Symbol unseres Einsatzes für die Müllpferde. Trotz alledem braucht sie weiterhin Hilfe für das lange und glückliche Leben, das sie verdient hat. ■ (ag)



Ein Vermächtnis zugunsten der Tiere



Unsere Arbeit ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter

sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus noch den Tieren zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen der Fondation Franz Weber zu gedenken. Der Satz in Ihrem eigenhändigen Testament: «Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____» kann für unzählige Tiere die Rettung bedeuten.

Bitte beachten Sie

Damit ein solcher Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das eigenhändige Testament muss eigenhändig vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu gehört

auch die eigenhändige Nennung des Ortes und des Datums sowie die Unterschrift.

In ein solches Testament ist einzufügen: «Vermächtnis. Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____».

Um sicherzugehen, dass das eigenhändige Testament nach dem Tode nicht zum Verschwinden kommt, ist zu empfehlen, das Testament einer Vertrauensperson zur Aufbewahrung zu übergeben.

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, muss dieses nicht unbedingt ändern, sondern kann einen Zusatz von Hand schreiben: «Zusatz zu meinem Testament: Ich will, dass nach meinem Tode der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, Fr. _____ als Vermächtnis ausbezahlt werden. Ort und Datum _____ Unterschrift _____» (alles eigenhändig geschrieben).

Viele Tierfreunde sind sicher froh zu wissen, dass durch ein Vermächtnis an die steuerbefreite Fondation Franz Weber die oft sehr hohen Erbschaftssteuern wegfallen.

Spendenkonten

FONDATION FRANZ WEBER

CH-1820 Montreux
CCP 18-6117-3
IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

Landolt & Cie

Banquiers

Chemin de Roseneck 6

1006 Lausanne

Konto:Fondation Franz Weber - "Legs"

IBAN CH06 0876 8002 3045 0000 2



Eisbär

Das Eis unter dem König der Arktis wird dünn

Sie gehören zu den einsamsten Tieren der Erde und haben mit einer wachsenden Palette von Gefahren zu kämpfen. Dennoch werden sie weiterhin gejagt – ganz legal. Der Kampf zum verstärkten Schutz der Eisbären braucht einen langen Atem.

■ **Jacky Bonnemains/hpr**

Die Kälte wird schneidend. Der Wind wirbelt Schneestaub vor sich her. Zeit, sich einzugraben. Ein halbes Jahr lang wird das 200 Kilo schwere Eisbärweibchen einsam in der Schneehöhle verbringen. Einsam? Nicht ganz? In der Polarnacht wird ein kleines Wunder geschehen. Die Ge-

burt eines Eisbärenjungens mitten in der arktischen Finsternis. Ein Winzling, weniger als ein Kilo, nackt – in einer Welt, wo er bei 40 Kältegraden innert Sekunden für immer erstarren würde. Doch die Mutter schützt ihn, wärmt ihn, nährt ihn, mit fettreicher Milch. Dafür hat sie über den Sommer Speck zugelegt. Wenn sie im Frühling die Eishöhle mit ihrem Jungen verlässt, werden die Reserven aufgezehrt sein.

Aber vorerst herrscht Stille in der Geborgenheit der Eisbärenhöhle. Dann folgt wieder erstes Tageslicht. Die Sonne steigt kurz über den Horizont und erhellt den isolierten Mikrokosmos. Die Tage werden länger. Knackendes Eis, das Fauchen des Polarwinds und die schnaubenden Atemge-

räusche der beiden Eisbären bleiben die einzigen Geräusche. Doch dann dringt plötzlich anschwellendes Knatzen in die Höhle. Hubschrauber. Ächzender Krach von Eisbrechern und Schneepflügen, das Heulen von Motorschlitten. Für die versteckten Tiere verschreckender, fremder Lärm. Hoffentlich werden die Jäger sie nicht finden.

Töten, ein teurer Kick

Dann endlich die Zeit des Aufbruchs; des Ausbruchs. Jetzt erst erblickt das Junge das wahre Licht der Welt, blendend, in Weiss- und Blautönen. Vier bis fünf Jahre wird das Eisbärenkind auf die Mutter angewiesen sein. Auf ihre Milch, ihre Unterweisung. Bis zu 50 Kilometer werden sie täglich gemeinsam wandern, oder schwimmend Eisschollen erreichen – oder ihr Leben unter den Kugeln aus einer Winchester 338 aushauchen.

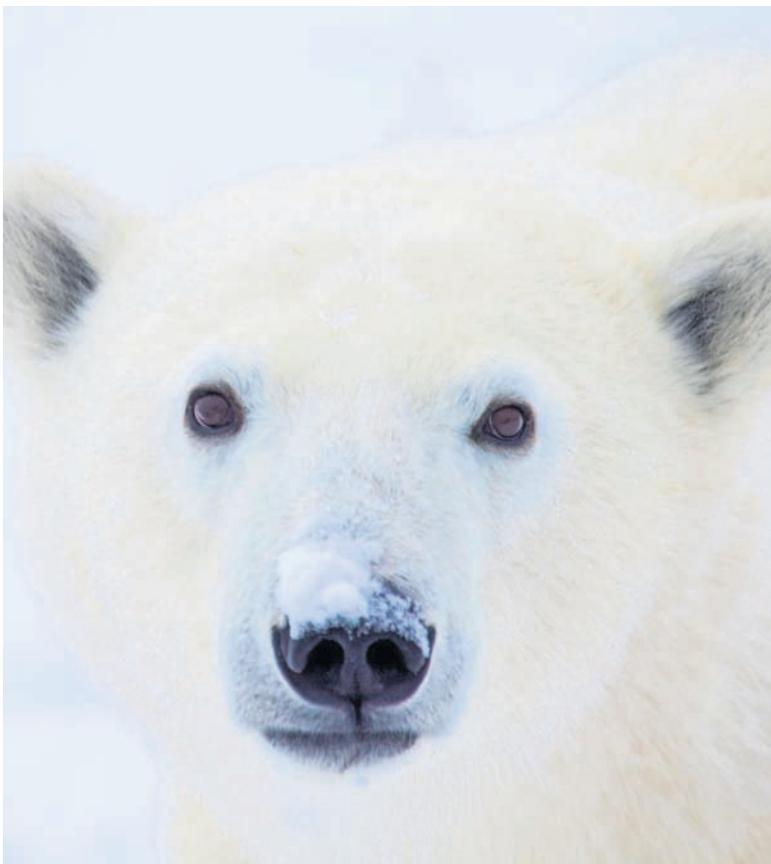
Aus Europa, den USA und Asien reisen sie an. Menschen, die einen Eisbär erlegen wollen. Sie karren Stromaggregate, Ölreserven, Propangasgeräte, Stahlkabinen in die Eiswildnis; bauen ganze Basislager. Dazu kommen Motorschlitten und Schlittenhunde – für die erbarmungslose Treibjagd auf dem offenen Eis. Die monströse Logistik scheint sich zu lohnen. Für den Kick, das grösste Landraubtier niederzustrecken, bezahlen die Angereisten sehr viel. Ihre Trophäen machen sie wiederum oft selber zu Geld. 25'000 bis 35'000 Franken kann ein Eisbärenfell einbringen. Dazu kommt der Internetverkauf von Einzelteilen. Für che-

misch gebleichte Zähne, Kiefer, Knochen und Schädel zahlen makabre Sammler zwischen 400 und 750 Franken.

Nur noch wenige Tiere

Das arktische Packeis. Im Winter dehnt es sich gigantisch aus, 15 Millionen Quadratkilometer gross. Der Lebensraum des Eisbären – *Ursus maritimus*. Ein weisser Horizont, der wissenschaftlichen Beobachtungen zufolge durch Klimawandel und Russ von brennenden borealen Wäldern im Sommer immer mehr zusammenschmilzt. 20'000 Eisbären sollen gemäss Schätzungen in der Arktis leben. Unterteilt in 19 Subpopulationen, verteilen sie sich auf Gebiete von Grönland, Norwegen, Kanada, Russland und Alaska (USA). Doch der Eisbär legt nicht nur riesige Strecken zurück, sondern schwimmt auch hervorragend. Einige der Tiere wurden schon 250 Kilometer vom Packeis entfernt im offenen Meer gesichtet. So können sich Subpopulationen auch mischen.

20'000 Eisbären verteilt auf 15 Millionen Quadratkilometer – das ergibt ein Tier auf 750 Quadratkilometer. Eine extrem dünne Zahl. Kein Wunder, dass die Eisbären bis heute relativ wenig erforscht sind. Für sieben Subpopulationen fehlen wissenschaftliche Angaben gänzlich. Aus verwertbaren Daten der anderen zwölf Subpopulationen geht aber eindeutig hervor, dass die Anzahl der Tiere in deren acht abnimmt. Alle diese Fakten und Indizien sind alarmierend genug, dass der Eisbär aufgrund des Vorsichtsprinzips generell unter sofortigen





strikten Schutz gestellt werden müsste. Sonst könnte bald eine Tierart aussterben, welche die Erde schon seit fünf Millionen Jahren besiedelt.

Schleichender Tod

Dabei ist die Jagd nur ein Problem von vielen. Neben den Jagdgenehmigungen, die insbesondere kanadische Behörden sehr grosszügig erteilen, ist auch Sibirien offenbar ein Eldorado für Wilderer. Den Arktis-Anrainerstaaten fehlt der Mut, ihren indigenen Völkern, die sich historisch und kulturell bedingt, vorwiegend von Meerestieren ernähren, die Eisbärenjagd zu verbieten. Und genau daraus schlagen zumindest die kanadischen Inuit mittlerweile kräftig Kapital – mit dem zynischen Jagdtourismus.

Schlimmer noch ist aber der schleichende Tod in der Arktis. Wo sie auch hingehen, hinschwimmen, wo immer sie fressen: ständig nehmen die Eisbären langlebige chemische Schadstoffe auf, die sich über die Nahrungskette angerei-

chert haben. Und geben sie über die Muttermilch weiter an ihren Nachwuchs. Meere sind Fliessgewässer. Komplexe Meeresströmungen tragen mit Abwässern von Industrie, Haushalt und Landwirtschaft ein gewaltiges Arsenal an Giftstoffen in die arktischen Meere. Quecksilber, Kohlenwasserstoffe, Chlor- und Bromverbindungen – dies sind nur einige Gifte, die schon in geringsten Mengen hochtoxisch wirken. So verkommen die Eisbären zu lebendigen Giftmüllstätten

CITES (und die Schweiz) haben versagt

Mit dem Schwinden des Packeises werden immer grössere Meeresgebiete für die Ausbeutung von Gas und Erdöl zugänglich. Verseuchung und Ölpest sind vorprogrammiert, in einer Region, wo sich Schmutzstoffe noch langsamer abbauen als in wärmeren Gewässern. Auch Keime und Seuchen können sich ausbreiten. 2012 litten in Alaska viele Hundsrobben und in geringe-

rem Umfang Walrosse und Eisbären an offenen Wunden, die oft zu einem tödlichen Infekt führten. Es ist zu befürchten, dass sich die Epidemie heuer weiter ausbreiten könnte. Trotz Informations- und Datenaustausch unter den Arktis-Staaten ist die Ursache bisher nicht gefunden. Sind es Abwässer der zunehmenden Zahl von Kreuzfahrt- und Handelsschiffen oder Offshore-Plattformen? Könnte es sogar Cäsium 137, ein Produkt radioaktiver Verseuchung sein? In diese Richtungen wird geforscht. Ergebnisse liegen bisher noch keine vor.

Umso grösser die Enttäuschung, dass sich das Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten frei lebender Tiere und Pflanzen (CITES) nicht durchgerungen hat, den Eisbär verstärkt zu schützen. Würde er in den Anhang I aufgenommen, wäre dies eine Atempause, denn Anhang I verbietet den internationalen Handel mit wild lebenden Exempla-

ren oder ihren Körperteilen. Die CITES-Konferenz im März 2013 in Bangkok wäre hierzu die Chance gewesen. Ungeachtet der beinahe einstimmigen Unterstützung durch die in Bangkok vertretenen Nichtregierungsorganisationen (davon ausgenommen der WWF) und trotz der Beweislage war das Recht auf der Seite des engstirnigen Kalküls, der grossen Verräter und der falschen Argumente. 42 Länder stimmten gegen den Eisbären, darunter die Schweiz! 46 enthielten sich. Nur 38 gaben ihre Stimme dem König der Arktis. Damit ein Antrag angenommen wird, braucht es eine Zweidrittel-Mehrheit.

Hoffnung trotz allem

Dabei spielte die Enthaltung der 46 Länder, dazugehörend auch die EU mit ihren 27 Stimmen, die ausschlaggebende Rolle. Hätten diese 46 JA gestimmt, wären die 84 nötigen JA erreicht gewesen. Doch sie folgten der Argumentation von Kanada, man könne unmöglich die Inuit einer grundlegenden ökonomischen Ressource berauben. Sollte ein grosser Staat wie Kanada wirklich keinen besseren Vorschlag zur Sicherung der Zukunft der Eskimos vorlegen können, als die zukunftslose Jagd auf eine vom Aussterben bedrohte Tierart? So bleibt nichts anderes übrig, als vom heutigen Tag an gemeinsam dafür kämpfen, dass der Eisbär bei der nächsten Plenarsitzung der CITES im Jahr 2016 in Südafrika endlich in Anhang I heraufgestuft wird. Es gibt dazu begründete Hoffnung: Die USA wollen den Eisbär in den Anhang I bringen. Und Russland, das Land mit dem grössten Anstoss ans Arktische Meer, unterstützt die USA dabei.

Schweiz, wo bleibst du? . ■

CITES und Elefantenschutz

Profitgier und Politik töten Elefanten

Die Konferenz der Vertragsparteien der CITES, (Übereinkommen über den Handel mit bedrohten Tier- und Pflanzenarten) hat zwischen dem 3. Und 14. März 2013 in Bangkok, Thailand stattgefunden. Für Elefanten leider eine verpasste Chance.

■ Vera Weber

Die Konferenz begann mit flammenden Reden. Alle waren sich einig, dass der Welt eine Krise der Elefantenwilderei bevorsteht, dass das Töten von Elefanten für die Gewinnung von Elfenbein noch nie ein solches Ausmass erreicht hat, dass das organisierte Verbrechen in Afrika ausser Rand und Band geraten ist, dass die Zeit gekommen sei, mit messbaren Mitteln gegen das Töten von Elefanten anzukämpfen.

Doch anstatt die Schliessung der Märkte mit hoher Nachfrage zu verlangen, die für die Massaker verantwortlich sind, entwickelten die Vertragsparteien der CITES schwache Kompromisse, als lahmen Versuch, die Wilderei zu stoppen. China, durch seinen riesigen und explodierenden Markt für Elfenbein klar mithauptschuldige für das Elefantensterben, leugnete jegliche Verantwortung. Ebenso wenig gab die CITES zu, dass frühere legale Verkäufe von Elfenbein an China und Japan die Nachfrage stimuliert und so die Wilderei direkt gefördert haben. Jeden Tag sterben Elefanten in Afrika für ihre Stosszähne,

in Tansania sind es pro Tag 70, in Kamerun wurden in einem einzigen Massaker ihrer 300 hingemordet, im Tschad 89 in zwei Tagen. Allein im Jahr 2012 sind auf dem afrikanischen Kontinent über 30'000 Elefanten gefallen. Bei einer geschätzten Population von 420'000 bedeutet dies, dass es in Afrika in weniger als 15 Jahren keine freilebenden Elefanten mehr geben wird.

Und die ganze Medienwelt spricht darüber, jeden Tag kommen weitere Hiobsbotschaften dazu. Tonnenweise wird Elfenbein an den Zöllen in Kenia, Thailand, Vietnam und China beschlagnahmt – aber das sind nur ungefähr 10% der gesamten Schmuggelmenge! Wildhüter sterben bei ihrer Arbeit, werden kaltblütig von Wilderern niedergeschossen. Und trotz dem grossen Medienrummel, trotz den Alarmrufen und Aufklärungskampagnen von uns Tierschutzorganisationen, konnte sich die internationale Gemeinschaft noch immer nicht dazu aufrufen, ein für alle Mal kategorisch zu erklären: „Genug ist genug! Die Menschheit kann ohne Elfenbein auskommen, aber nicht ohne Elefanten!“ Wieder einmal haben Geld- und Profitgier sowie politische Beziehungen gesiegt.

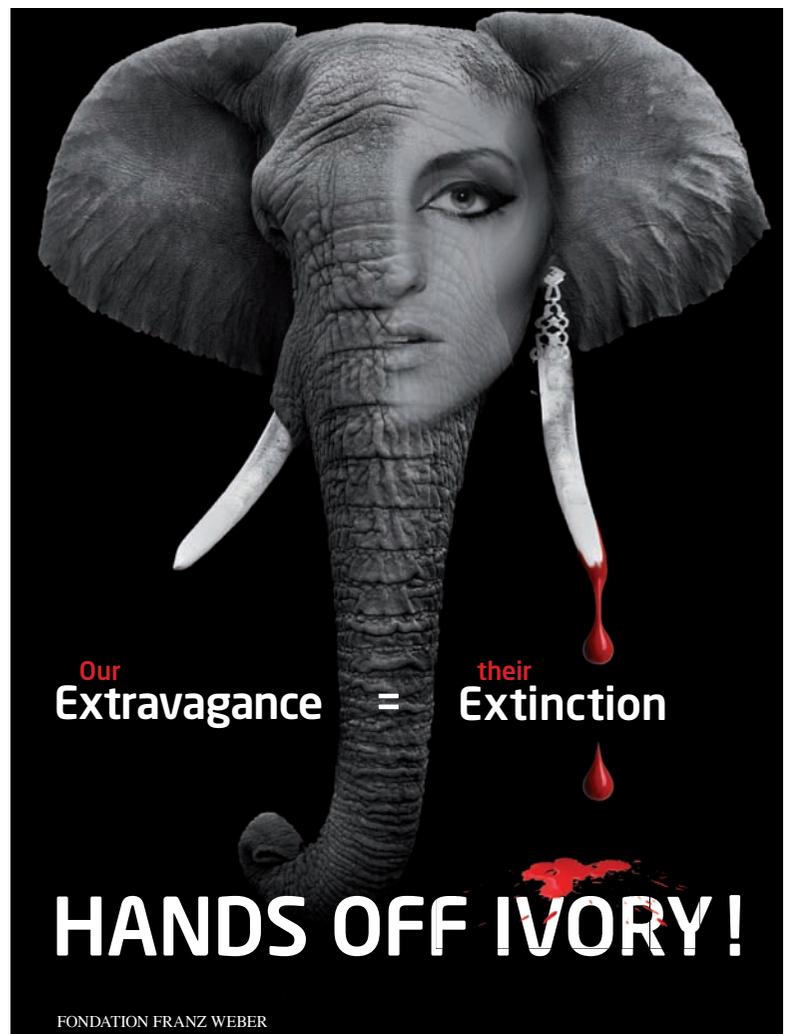
Aber damit ist jetzt Schluss! Jetzt bilden wir eine geschlossene Einheit gegen das Verbrechen an den Elefanten, gegen das Verbrechen am Überleben von Afrika selbst. Überall stehen Menschen auf, von Kenia nach Südafrika, von Äthiopien nach Gabun, von Zentralafrika nach

Mali. Sogar aus China reisen Berühmtheiten nach Afrika, wie Basket-Baller Yao Ming und Schauspieler Li Bing-Bing, um dadurch in China auf den unheilvollen Massenmord an den Elefanten aufmerksam zu machen.

Schlussendlich sind es die Bürger von Ländern wie China, Japan, Thailand, Vietnam und der ganzen Welt, in deren Macht es liegt, das Töten zu stoppen. Wenn sie zu Elfenbeinprodukten nein sagen, sagen sie nein zu Wilderei, zu Korruption, zu Terror, nein zur Ermordung von Wildhü-

tern. Nein zum Untergang der Elefanten!

Noch ist es nicht zu spät. Wir kämpfen weiter mit Aufklärungskampagnen in Verbraucherländern, mit Sensibilisierung der lokalen Bevölkerung, mit der Schulung von Wildhütern und mit neuen technologischen Mitteln wie Nachtsichtgeräten und Drohnen gegen die Wilderei. Und in drei Jahren, bei der nächsten CITES-Konferenz in Südafrika, wird es Schluss heissen mit lauwarmen Kompromissen. Der Kampf hat bereits begonnen. ■



“Unsere Extravaganz, Ihr Aussterben” “Hände weg vom Elfenbein!” Um die Elefanten vor dem Aussterben zu bewahren, müssen die Konsumenten ihre Augen öffnen.

LESERPOST

Das ist Abstimmungs-Manipulation!

Die vier klotzigen Hochhaus-Scheusslichkeiten, die man dem Luzerner Stadtbild mit der Änderung der Bau- und Zonenordnung zumuten will, sind bestürzend. Auch für jemanden wie mich, der nicht in Luzern wohnt, aber hier arbeitet. Mehr als verständlich also, dass sich der Verein Stadtbild Luzern vehement wehrt.

Dessen Engagement scheint die Stadtbehörden zu erschrecken. Denn diese wollen die lukrativen Schuhschachteln buchstäblich hochkant durchboxen. Dafür schrecken sie nicht einmal vor der Schamlosigkeit zurück, die Abstimmung zu manipulieren. So wurden in Littau/Reussbühl die Abstimmungsunterlagen zu früh zugestellt, offensichtlich, um Informationsaktionen der Hochhaus-Gegner zuvorzukommen.

Luzerns stadträtliche Anordnung ist eindeutig und unmissverständlich: die Abstimmungsunterlagen werden in der Woche vom 13. Mai, also zwischen 13. und 18. Mai zugestellt. Die Behauptung des Stadtschreibers Toni Göpfert, die Anordnung beziehe sich auf den spätesten Versandzeitpunkt, ist eine faule Ausrede. Die manipulative Art, wie die Stadtgremien zunächst besorgte Bürger und ihre Einwände gegen die Hochhäuser ignoriert haben und jetzt noch die Abstimmung beeinflussen, bringen das Fass zum Überlaufen. Das ruft nach einem juristischen Nachspiel. Noch leben wir nicht in einer Bananenrepublik – oder?

Florian Koch, Schwanden-Sigriswil BE

„Im Namen Gottes des Allmächtigen...“

Auch in meinem Umfeld werden Waldparzellen grossflächig kahlrasiert. Es liegen auch zunehmend überall auf Feldwegen, aber leider auch in Waldnähe, riesige Holzbeigen monatelang, teilweise über 1 Jahr herum, welche darauf warten, gehäckselt in die leeren Schnitzkeller gepumpt zu werden.

Diese Haufen sind nicht nur eine optische Zumutung, es nisten sich bereits nach kurzer Zeit dort Tiere ein. Betroffen sind sämtliche kleineren Pelztiere, Igel, Amphibien, Reptilien, Vogelbruten. Sie verstecken sich, ducken sich, vertrauen ihrer Unterkunft, wännen sich darin in Sicherheit, fliehen deshalb nicht rechtzeitig und haben unter der Wucht der Häckselmaschinen null Chancen zur Flucht, besonders dann nicht, wenn sie sich im Winterschlaf befinden. Kommt hinzu, dass durch die fehlende Kontrolle der einheimischen Förster das Altholz samt Spechthöhlen und wohl auch Fledermäusen, nicht mehr verschont bleibt.

Schlimm genug ist doch schon der mehrere millionenfache Tod unserer einheimischen Tiere allein hierzulande durch Scheibenmäher, zu frühe Mahd bei fehlenden Brachen oder Trockenblumenwiesen, Strassenverkehr, Glasfassaden, Überbauungen und vieles andere, was mir als seit Jahrzehnten aktive Natur- und Artenschützerin arg zu schaffen macht und allein schon die Präambel der Bundesverfassung zur Farce werden lässt: „Im Namen Gottes des Allmächtigen... in Verantwortung gegenüber der Schöpfung und künftiger Generationen...“

Es sollten Massnahmen erlassen werden wie beispielsweise kontrollierter Arbeitsablauf bei den Holzfirmen, die sich weder für diese Anliegen interessieren noch zum jeweiligen Wald und seinen Bewohnern eine Beziehung haben:

1. Einbezug der Revierförster bei der Planung der Abholzung.
2. Überwachung oder wenigstens Nachkontrolle der Abholzung durch die Revierförster, um die Zerstörung nützlicher Bäume und Waldränder zu verhindern.
3. Unmittelbar nach der Abholzung die sofortige Entfernung der Asthaufen und Beigen in dafür vorgesehene, abschliessbare Lager Räume oder Keller und
4. Wirklich empfindliche Busen bei Zuwiderhandlungen.

Beatrice Scheidegger, Ziegelried/Schüpfen

Das böse Fundament

„Braucht die Menschheit den Krieg?“ Auch diesmal trifft es Alika Lindbergh. Und wer alt genug ist, fühlt sich mit diesen Überlegungen vertraut. Schon seinerzeit liess einen was sich anbahnte, nicht mehr schlafen. Heute sind jene besorgten Gefühle alle bestätigt. Sind wir nicht überhaupt längst verloren? Ohne unser Vertrauen in Gott ganz gewiss. Schlimmer als jeder „brüllende Löwe“ gebärdet sich doch der Teufel. Kennt und kriegt jede Chance im Internet, bedient sich des Werteverfalls so weit er nur kann, um dem ungeheuerlichen Egoismus Raum zu lassen und Jüngeren falsche Vorbilder unterzujubeln.

Kürzlich brachte der STERN einen bemerkenswerten Artikel von Arno Luik über Josch-

ka Fischer und was z.B. im Mai 1968 unter dem Slogan „Verboten ist verboten“, den Frau Lindbergh inklusive des „Endes der Erziehung“ erwähnt, so alles passierte. Ja, es war das böse Fundament dessen, was zum heutigen ganz und gar verirrten Zustand führte. Wobei politisch nicht genug gedrängelt wird, alles noch zu verschlimmern, indem z.B. Babies möglichst schon im Mutterleib eiskalt an Kitaplätze abgeschoben werden.

Nach meinem Empfinden sind Menschheit und Gesellschaft schwer krank, und nichts steht dafür, dass wir gesünder werden. Im Grund läuft die Frage, „ob wir einen Krieg brauchen“, darauf hinaus, dass wir ihn ständig rund herum ja haben. Die erziehen sollten, entbehren mittlerweile des von ihnen selbst eingerissenen Fundaments. Deshalb gehören Beiträge wie jene von Alika Lindbergh zu den „Tischgesprächen“ im TV-Kirchenfunk und sind mit immerwährenden Gedanken und Erfahrungen für viele Suchende eine grosse Hilfe auf ihrem Weg durch dieses so komplizierte Leben.

Erika Maria Zwicker,
Icking/Isartal7530 Zerne

Leserbriefe

Hat Sie etwas gefreut oder aufgewühlt? Schreiben Sie uns:

Journal Franz Weber
Case postale
CH-1820 Montreux
e-mail: ffw@ffw.ch
www.ffw.ch

Wolfskinder

■ Alika Lindbergh

Seit der Antike beschäftigt und fasziniert das Rätsel «Wolfskinder» die Menschen. Ist die Sage von Romulus und Remus nur ein schönes Märchen, oder wäre es tatsächlich denkbar, dass vermisste oder verlassene kleine Kinder manchmal von Wölfinnen angenommen und gesäugt werden, die gerade Junge bekommen haben?

Kennt man das Mitgefühl und die Liebe, die unsere Haushunde zu schenken imstande sind, und durfte man schon einmal Zeuge der starken emotionalen Bindungen werden, die die Wölfe eines Familienrudels miteinander vereinen, so erscheint dies grundsätzlich möglich, ja sogar wahrscheinlich.

Fressen Wölfe Rotkäppchen?

Für die notorischen Skeptiker, die wegwerfend lachen, sobald die Rede von den Gefühlen oder – noch undenkbarer – der Seele der Tiere ist, kommt diese These freilich einer Majestätsbeleidigung des Menschen gleich. In ihren Augen handelt es sich dabei lediglich um törichte Volksmythen und Märchen: Die bösen Wölfe fressen die Rotkäppchen, das haben Charles Perrault und die Wissenschaft unter Beweis gestellt!

Und doch scheint die – für manche Menschen bestreitbare, verwirrende und unbequeme, für andere hingegen ergreifende – auf einige wenige Zeugnisse gestützte These der Existenz von Wolfskin-

dern erwiesen zu sein. Aufgeschlossene Forscher (die man unter Wissenschaftlern genauso selten trifft wie in allen anderen Bereichen und die es gottseidank dennoch gibt), Naturwissenschaftler, Zoologen und Spezialisten auf dem Gebiet der Tierpsychologie räumen ein, dass Wölfe, und möglicherweise auch andere Säugetiere, neugeborene oder sehr kleine Kinder angenommen haben könnten. Nebenbei haben sich bestimmte Wissenschaftler für solche Fälle interessiert, wenn auch leider nicht, weil sie davon beeindruckt waren, sondern um die wichtige Rolle der menschlichen Erziehung für die Entwicklung des Gehirns aufzuzeigen. Denn wurden Wolfskinder wieder in die menschliche Gesellschaft zurückgeführt, blieben sie (so sagt man uns) brabbelnde Idioten, die sich vornehmlich auf allen Vieren fortbewegten.

Das Gegenteil von Schwachsinn

Gleichwohl wäre es von Interesse, sich die Frage zu stellen, anhand welcher Kriterien diese wilden Kinder als geistig behindert eingestuft wurden. Weil sie nachts heulten, vornehmlich auf allen Vieren liefen, sich im Dunkeln gut zurechtfinden und allen Bemühungen ihrer Erzieher zum Trotz nur wenige Wörter benutzten. An dieser Stelle kann ich mir den Hinweis nicht verkneifen, dass man zwar Affen und Delfine beobachten konnte, die eini-

ge Wörter sprachen, dagegen noch nie einen Menschen erlebt hat, der die Affensprache erlernte oder wie ein Delfin pfiiff und schnatterte. Sind die Wolfskinder also «schwachsinnig»? Nach menschlichen oder wölfischen Kriterien? Das ist die Frage. Denn wie mir scheint, konnten diese Babys nicht ganz so «schwachsinnig» sein, um unter derart aussergewöhnlichen Umständen zu überleben, ja mussten gleich zu Beginn äusserst anpassungsfähig und später sehr schlau sein und in jedem Falle über eine bemerkenswerte Lebenskraft verfügen, was in der Natur das genaue Gegenteil von Schwachsinn ist.

Die Tatsache, dass sie als Zöglinge von Wölfen ihr Leben lang bestimmte wolfstypische Verhaltensweisen beibehielten, erscheint mir nicht schwachsinniger als der Gebrauch einer Gabel, um Speisen zum Mund zu führen, weil man ihnen dies als Kind so beigebracht hat...

Respektvolle Forschung

Vor einigen Jahrzehnten sah ich eine Fernsehsendung über Geschichten von wilden Kindern, in der Gérard Mentory, der durch das Aufziehen mehrerer Wolfsrudel in Halfreiheit mit diesen Tieren vertraut war, und Bernard Heuvelmans, Wissenschaftler auf dem Gebiet der Mammalogie und der Kryptozoologie, mit einigen Kritikern diskutierten, die die Existenz von wilden Kindern leugneten. Obgleich alle – wie meistens

bei solchen Diskussionen – auf ihrem Standpunkt beharrten, war die Sendung dennoch sehr lehrreich.

Nicht ohne Schmunzeln erinnere ich mich, dass die Teilnehmer, die die Position «Ja, das ist möglich!» vertraten, bemerkenswerterweise diejenigen waren, die selbst schon den Kontakt zu wilden Tieren gesucht hatten und sie gut kannten. Damit meine ich selbstverständlich eine echte Kenntnis, die nicht theoretisch und dogmatisch ist, sondern auf der Empathie von Menschen gründet, die Tiere lieben und sie mit Hochachtung erforschen, ohne dabei den Menschen als das Mass aller Dinge zu betrachten. Ihnen erscheint die Adoption eines in Not geratenen Babys durch eine Wölfin (wie viele Zufallsbedingungen auch immer dafür erfüllt sein müssen) nicht unwahrscheinlicher, als dass eine Hündin Katzen-, Löwen- oder Affenjunge säugt, was häufig vorkommt und von niemandem bestritten wird. Viele Säugetiermütter würden so handeln, und die bewundernswerten Amazonas-Indianerinnen, die ganz selbstverständlich jedes mutterlose Tierjunge stillen, werden dies gewiss nicht leugnen.

Entscheidende Faktoren

Die tatsächlichen Probleme liegen anderswo, und so zielte keiner der während der Fernsehdebatte vorgebrachten Einwände, die einer eingehenderen Diskussion würdig waren, auf den «Mutterinstinkt» ab: Die ernstzunehmenden Schwierigkeiten



„L'enfant loup“ (Das Wolfskind), Öl von Arika Lindbergh

rigkeiten, die sich einer Adoptivwölfin und später dem Rudel stellen, wenn sie das Überleben eines Menschenkindes sichern wollen, sind vor allem biologisch. Sie betreffen die Dauer des Stillens und anschliessend die Fähigkeiten, die notwendig sind, um auf die für Wölfe charakteristische Weise zu jagen.

Eine Wölfin, die sich Anfang März paarte und 62 oder 63 Tage lang trächtig war, wirft im Mai und säugt ihre Welpen etwa zwei, höchstens vier Monate. Welchen menschlichen Säugling könnte man im Alter von

vier Monaten abstillen? Reflexartig möchte man darauf antworten: «Keinen!» Doch dieses scheinbar unwiderlegbare Argument hält einer Untersuchung nicht stand, da seit langem bekannt ist, dass der Magen eines Babys schon früh feste Nahrung verdauen kann. In Ländern, in denen der Hunger herrscht, so dass die Milch der bis auf die Knochen abgemagerten Mütter versiegt, ist immer wieder zu beobachten, wie zum Beispiel bei der Verteilung von Reis durch humanitäre Organisationen unterernährte Babys gekochten Reis in kleinen Mengen zu sich neh-

men, mit dem ihre Mutter sie vorsichtig füttert. Und, wie wir alle wissen, kann ein Kind schon sehr früh vom Inhalt von Babygläsern ernährt werden, in denen Gemüse, Fleisch, Teigwaren und Obst mehr oder weniger stark püriert sind.

Eine natürliche Geste, der sich kein Tier widersetzt

Doch geben Wölfe, die nicht mehr säugen, ihren Welpen nicht auch diese Art der Nahrung? Nach ihrer Rückkehr zum Wolfsbau würgen sie das halbverdaute Fleisch der Beute, die sie gerissen und gefressen haben, für ihre Welpen

wieder hervor. Nichts hindert ein hungriges Menschenbaby daran, diesen Spezialbrei für wilde Babys, ebenso wie die Wolfswelpen dies tun, herunterzuschlucken und zu verdauen.

Ich selbst brachte hungrigen oder verwaisten Tieren, insbesondere Affen, aber auch Hunden, das Essen bei (oder neu bei), indem ich zuerst etwas Nahrung zerkaute, während sie mich beobachteten, und ihnen dann die Mischung anbot, die ich aus meinem Mund holte. Kein Tier widersetzt sich dem, wenn es nicht krank ist. Selbst noch so stark trauma-

tisierte Tiere fassen instinktiv Vertrauen in diese natürliche Geste, da sie einem mütterlichen Verhalten entspricht, das fast überall gleich und für die meisten Säugetiere und Vögel verständlich ist. Bei gar nicht wenigen Tieren verhält sich nebenbei auch der Vater so, wie etwa beim Wolf, wo der Vater nach der Geburt der Welpen für seine Gefährtin Wild zum Bau trägt und die von ihm gefressene Nahrung für seine Jungen wieder hervorwürgt.

Ausserordentliche Anpassungsfähigkeit

Ein überzeugenderer Einwand, den er indes selbst wieder in Zweifel zog, wurde von Gérard Menatory vorgebracht: Sobald die Wolfseeltern ihre Welpen mit auf die Jagd nehmen (also mit etwa vier Monaten), wäre selbst ein sehr frühreifes Baby nicht imstande, ihnen zu folgen und bliebe allein in der Höhle zurück. Noch schwieriger würde es, wenn der Bau etwas später aufgegeben würde und mitunter sehr lange Strecken auf der Suche nach Wild rennend zurückgelegt werden müssten. Zwar lief Kamala, eines der beiden Wolfskinder, das von Reverend Singh im Alter von etwa sieben bis acht Jahren in Midnapore (im Süden von Kalkutta) entdeckt wurde, auf Hände und Fusssohlen gestützt, so schnell wie ein erwachsener Mann, was allerdings nicht heisst, dass sie dieses Tempo über die Strecken hätte durchhalten können, die ein Wolf mühelos zurücklegt: 100 km pro Tag, nach denen ein Ren oder Hirsch endlich am Ende seiner Kraft ist. Ein Wolf läuft nicht schneller, aber viel ausdauernder, als ein Hund, und vor allem ausdauernder als

seine Beute, insbesondere im Schnee, über den er zu gleiten scheint, während seine Beute darin einsinkt. In einem Wolfsrudel, das ein Beutetier verfolgt, wird das Leit-tier zudem in regelmässigen Abständen abgelöst. Kein Kind könnte (aufrecht gehend oder auf allen Vieren) eine vergleichbare Leistung vollbringen.

Das klingt plausibel, doch wird dabei die ausserordentliche Anpassungsfähigkeit ausser Acht gelassen, die Tiere unter Beweis stellen, wenn eine Änderung ihrer Gewohnheiten für sie lebensnotwendig ist. Gab es nicht in jüngerer Zeit Beobachtungen, wonach sich Pandabären, die sich ausschliesslich von Bambus ernährten, auf eine zum Teil fleischliche Ernährung umstellten, da die Bambusgewächse in einigen ihrer Lebensräume immer knapper wurden?

Eine mögliche Definition von Intelligenz

Zu berücksichtigen ist auch die echte Zärtlichkeit, die eine Wolfsfamilie zusammenschweisst, sowie ihre ausserordentliche Intelligenz, deren Relikte uns trotz der Degeneration, die mit der Domestizierung unweigerlich einhergeht, so oft bei einigen unserer Hunde verblüffen. Wölfe verfügen über eine erstaunliche Beobachtungsgabe, und das Überleben ihrer Art hängt von ihrer Wachsamkeit ab. Sie sind in der Lage, eine völlig neue Situation mit grossem Scharfsinn zu erfassen, und dies umso mehr, als sie äusserst vorsichtig sind und nicht unüberlegt handeln.

So sind sie zweifellos imstande, eine neue Lösung für ein außergewöhnliches Problem zu finden, was eine mögliche

Definition von Intelligenz ist.

Jeden guten Verhaltensforscher fasziniert der Einfallsreichtum, mit dem ein wildes Tier komplexe Probleme lösen kann, und dies gilt gleichermaßen für ein Wiesel, einen Delfin, eine Meise oder ... einen Wolf!

Einer Wölfin wird sofort auffallen, dass ihr seltsames Adoptivkind nicht die gleichen Fähigkeiten, zu laufen und zu jagen mitbringt wie ihre Welpen, doch ist sie ausserdem fähig, zu begreifen, dass dieses Kind kein behinderter Wolf ist, sondern ein anderes Lebewesen, das Hände besitzt (was viele Tiere fasziniert).

Das Mitgefühl der Gruppe

Ich möchte dies hervorheben, da bei den meisten wilden Tieren ein körperlich oder geistig behindertes Tier bei seiner Geburt in Lebensgefahr schwebt: Entweder wird es von seiner Mutter verlassen oder es wird getötet. Hier greift das Gesetz der natürlichen Selektion, die die Art gesund erhält. Überlebt das behinderte Junge dagegen die ersten Stunden, zum Beispiel, weil jemand es beschützt, wie ich einmal einen zu früh geborenen Brüllaffen beschützte, so erweckt es das Mitgefühl der Gruppe, die ihm im Rahmen ihrer Möglichkeiten helfen wird. Ist das Bewusstsein also erst einmal geweckt, gilt das Junge nicht länger als ein misslungener Entwurf, den man zerstört, sondern als Person und damit als aner kennenswert – ein frappierendes und in höchstem Masse «zivilisiertes» Verhalten...

Eine verantwortungsvolle Wölfin, die mit der langsamen Entwicklung ihres sonderbaren Kindes konfrontiert ist, das weder Pelz noch Reiß-

zähne besitzt, wird es deswegen wahrscheinlich nicht verlassen.

Die im Mai geborenen Wolfsjungen leben bis Januar mit ihren Eltern in symbiotischer Beziehung, bevor sie sich unter die anderen Jungwölfe des sich sammelnden Rudels mischen und eventuell Teil eines Verbands werden, der aus mehreren Rudeln besteht.

Nur wenige Menschenväter...

Beschäftigen wir uns an dieser Stelle einen Augenblick mit der Rolle ihres Vaters, die unsere liebevolle Anteilnahme verdient.

Der Wolf ist ein grossartiger Familienvater, der seine Familie ernährt, selbst während der ersten zwölf Tage nach der Geburt, wenn die Wölfin ihn etwas auf Abstand hält. Danach jedoch nähert er sich ganz allmählich und lässt es zu, dass die Welpen mit ihm spielen, oder besser gesagt, er lässt sich von ihnen «drangsalieren», denn die vor Energie strotzenden Welpen beißen ihn mit ihren spitzen Zähnen, klettern bis zur Erschöpfung auf ihm herum und bedrängen ihn, sobald er sich zurückzieht, um «ein wenig zu verschlafen», und wenn er sich ergeben wieder hinlegt, treiben sie erneut ihren Schabernack mit ihm. Nur wenige Menschenväter würden so viel Geduld und eine so zärtliche Nachsicht an den Tag legen.

Ein heikler Augenblick

Kurz nach der Bildung der Rudel oder Verbände beginnt die Paarungszeit von Neuem, in der sich neue Paare bilden oder alte wieder zusammenfinden. Obwohl der Leitwolf sich mit mehreren Weibchen paaren kann, neigt er häufig

dazu, einer Gefährtin seiner Wahl im Wesentlichen treu zu sein, die manchmal bis zum Tod seine «Erstfrau» bleibt, da sie selbst sich ausschließlich mit ihm paart!

Stellen wir uns nun vor diesem Hintergrund vor, dass ein Menschenbaby nicht unmittelbar nach seiner Geburt, sondern erst zwei, drei Monate später vermisst oder verlassen wird. Ich persönlich vermute, dass Adoptionen eher mit Babys glückten, die bereits mehrere Wochen alt waren, als mit Neugeborenen, jedenfalls (man wird noch sehen warum) mit Babys, die noch nicht aufrecht gingen (je nach Baby setzt der aufrechte Gang beim Menschen zwischen neun und 18 Monaten ein).

Eine soeben Mutter gewordene Wölfin findet ein quäkendes, auf dem Rücken liegendes oder krabbelndes kleines Lebewesen und betrachtet es höchstwahrscheinlich als Beute. Da es nicht viel wiegt, kann sie es mühelos in ihrem Maul in den Bau tragen, um es dort in Ruhe mit ihrer Familie zu fressen.

An diesem Punkt der Geschichte kommt es ganz auf das Klima, das Nahrungsangebot und den Zeitpunkt der letzten Mahlzeit an, lauter Faktoren, die, je nachdem, ob der Wolf in Europa, Nordamerika oder Indien beheimatet ist, voneinander abweichen, da diese Wölfe unter sehr unterschiedlichen und mehr oder weniger harten Bedingungen leben (was sich ganz offensichtlich auf ihre Angriffsbereitschaft auswirkt).

Seite an Seite: Der rettende Schlaf

Haben sich die Wolfsjungen und ihre Mutter bereits satt gefressen, so werden die Wel-

pen zunächst an dem Baby schnüffeln und mit dem zappelnden kleinen Ding spielen, um anschliessend einzuschlafen. Und hier entscheidet sich das Schicksal des Babys.

Fleischfresser schlafen viel und oft (man denke an unsere Hunde und Katzen und ihre Vorliebe für ausgedehnte Nickerchen). Alle schlafen nun sehr bald ein und schmiegen sich an die Wölfin. Natürlich schläft auch das Baby ein, und falls es eine Zitze in seiner Reichweite findet, wird es, ebenso wie die anderen Welpen, instinktiv daran saugen. Damit ist es schon so gut wie gerettet. Denn bei allen sozialen Säugtieren vereint eine Art Vertrauenspakt, eine Form der Brüderlichkeit, diejenigen, die Seite an Seite geschlafen haben. Neben ihnen zu schlafen, ist nebenbei der einfachste, schnellste und wirksamste «Trick», um sie zu zähmen. Nichts wirkt beruhigender auf ein Tier.

Das Baby, das in der Geborgenheit der Höhle und an den warmen Körper der Wölfin geschmiegt, Seite an Seite mit der Wolfsfamilie geschlafen hat, wird daher beim Erwachen ein Familienmitglied sein, und es wird den anderen nicht länger in den Sinn kommen, in ihm ein Steak auf vier Pfoten zu sehen...

Wölfische Erziehung

Als in Russland eine Katze, die einen neugeborenen Wolfswelpen in ihrer Schnauze angeschleppt hatte, diesen zusammen mit ihren Kätzchen säugte, schlug das keine hohen Wellen. Was einigen Menschen – wenn ich mich so ausdrücken darf – die Haare zu Berge stehen lässt, sobald es um menschliche Wolfskinder geht, ist die darin

liegende Bestätigung, wie nah der Mensch dem «Tier» ist. Die Menschen lassen sich nur äußerst ungern daran erinnern, dass sie Säugetiere und damit biologisch nicht mehr und nicht weniger als ein Gorilla oder ein Schwein sind. Nach menschlicher Auffassung ist jemand, der auf allen Vieren läuft, ein «Untermensch», ein Schwachsinniger (wobei wir vergessen, dass wir uns die uns einzigartig erscheinende Zweibeinigkeit mit dem Huhn, dem Strauss, sämtlichen Vögeln und auch mit einigen vorsintflutlichen Reptilien teilen).

Die vierbeinige Fortbewegung wilder Kinder lässt sich indes ausser mit der Nachahmung ihrer Adoptivgeschwister und –eltern einfach mit ihrer «wölfischen» Erziehung begründen. Wölfe empfinden grosse Angst vor einem aufrecht gehenden Menschen. Will man sich ihnen nähern und versuchen, sie zu zähmen, muss man in die Hocke gehen oder, noch besser, sich auf Hände und Knie niederlassen. Richtet man sich auf, so deutet ein Wolf dies als drohende und offenkundig angriffsbereite Haltung, wie sie etwa ein drohender Bär einnimmt oder ein Gorilla, der aufrecht geht und sich gegen die Brust trommelt, um zu imponieren. Aus diesem Grund wäre ein unter Wölfen lebendes Kind, das sich plötzlich auf zwei Beine aufgerichtet hätte, wahrscheinlich sofort mit gesträubtem Nackenfell, gebleckten Zähnen und bedrohlich anschwellendem Angstgeheul konfrontiert worden. Dem Kind wäre somit nicht anders übrig geblieben, als sich schleunigst wieder auf alle Viere zu begeben! Wäre das häufiger vorgekommen, hätte es seine Lektion gelernt: Ein wohl-

erzogener Wolf erhebt sich nicht auf die Hinterbeine, «so etwas tut wolf nicht!»

Rätsel oder Wunder der Liebe?

Wenn die Wolfsjungen nach dem Abstillen gemeinsam mit ihren Eltern auf die Jagd gehen, entdeckt das im Bau und dessen Umgebung zurückgelassene Kind wahrscheinlich Essbares, das es, wie alle Kinder, in den Mund steckt: Beeren, Blätter, Wurzeln, Pilze, Kröten, Schnecken, ... und es ist gut möglich, dass die Wölfin nach der Rückkehr von der Jagd weiterhin fleischliche Nahrung für das Baby hervorwürgt.

Ist die schwierigste Zeit mit der Geburt neuer Welpen erst einmal überstanden, so kann die Ernährung durch beide Eltern gleichzeitig mit derjenigen der neuen Wolfsjungen für eine Weile wieder aufgenommen werden.

Dies sind natürlich viele Mutmassungen, von denen indes keine unmöglich ist. Eine Verkettung glücklicher Umstände und die emotionale Treue der Wölfe mögen in einigen Fällen etwas bewirkt haben, was herzlosen Zeitgenossen unvorstellbar erscheint: ein Wunder der Liebe, wie sie sich in freier Wildbahn häufig ereignen, all jenen zum Trotz, die behaupten, die Erde sei ein Jammerthal, in dem «der Mensch dem Menschen ein Wolf» sei. Der Mensch? Vielleicht... (obwohl es auch hier zum Glück wunderschöne Ausnahmen gibt...), aber der Wolf?

Vorsichtig, furchtsam, intelligent, mutig... wie er ist, ist der Wolf, ebenso wie der Hund, ein liebevolles und somit altruistisches und mitfühlendes Lebewesen – und ein Wunder an Schönheit. Und damit ist alles möglich! ■

Agro-Biodiversität / Bedrohte Schweizer Haustierrassen

Das Skuddenschaf

Sie sind die europäischen Urschafe: Die zierlichen, robusten und eher scheuen Skuddenschafe. Die kleinen, kurzschwänzigen Heidelandschafe eignen sich dank ihrer Anspruchslosigkeit gut zur Beweidung von Magerstandorten.

■ Hans-Peter Roth

Skudden sind sehr aufmerksame, lebhafte und temperamentvolle Tiere. Ihr Verhalten weist einige Ähnlichkeiten auf mit demjenigen der Wildschafe. Auffallend sind die Verspieltheit, der ausge-

prägte Herdentrieb, das mütterliche Instinktverhalten und der Beschützertrieb der Widder. Bei regelmässigem Menschenkontakt werden die Tiere zutraulich. Nie nach Leistungen selektioniert, sind sie



robust und vital wie vor 1000 Jahren.

Skudden sind auf extensives Futter «programmiert» und fressen auch Rinden und Laub. Die Tiere sind «kleinrahmig». Das Gewicht der Widder liegt zwischen 35 und 50, das der Mutterschafe zwischen 25 und 35 kg. Unanfällige Klauen und problemlose Geburten zeichnen die Rasse aus. Die rassetypische Mischwolle setzt sich aus sehr feinen Wollfasern, durchsetzt mit groben Kurzhaaren, und dem deckenden Langhaar zusammen. Sie ist wertvoll und kann zu Feinwollstoffen (Tweed), Decken und Bettwaren verarbeitet werden. Auch zum Filzen eignet sie sich hervorragend. Wer einen kräftigen, dichten und gut strukturierten Filz herstellen will, bevorzugt Skuddenwolle. Darum ist diese in Filzateliers äusserst beliebt. Die ungewaschene Schurwolle wird nicht nur verfilzt, sondern auch als Heilmittel bei verschiedenen Leiden in Form von Wollwickeln eingesetzt.

Die ursprüngliche Heimat des Skuddenschafs waren Ostpreussen/Masuren, das Memelland, die kurische Nehrung und Litauen. Während hier 1936 noch 3600 reinrassige Tiere gezählt wurden, wirkte sich die Kriegszeit vernichtend auf die Bestände aus. Heute ist es in seinem Ursprungsgebiet ausgestorben. Dort musste es widrigen Wetterbedingungen trotzen: Kälte von minus 20 bis 30 Grad im Winter und Überschwemmungen des kargen, sandigen Weidelandes im Frühling und Herbst. Die Vegetation besteht aus Heidekraut, grauem Steppengras,

Mehr Infos

Verband Schweizer Skuddenzüchter (VSSZ),
www.skudden.ch

Dieser Beitrag wurde in Zusammenarbeit mit ProSpecieRara, der Schweizerischen Stiftung für die kulturhistorische und genetische Vielfalt von Tieren und Pflanzen, realisiert. ProSpecieRara setzt sich seit 1982 für die Rettung und den Erhalt der Vielfalt der Haustiere und Kulturpflanzen ein – für unser genetisches wie kulturelles Erbe. Siehe auch www.prospecierara.ch.

Birken, Kiefern und im Herbst aus kilometerweiten Stoppelfeldern. Diesem Nahrungsangebot entsprechend haben sich die Skudden angepasst.

Skudden weisen verblüffende Ähnlichkeiten mit den keltischen Schafen auf, wie archäologische Funde zeigen. In diesem Sinne sind sie also europäische Urschafe. Doch nur in den rauen, abgelegenen Gebieten Nordosteuropas behielten die Skudden ihre ursprüngliche Form bei. Glücklicherweise haben aber einige Exemplare den Weg in den Westen gefunden. Durch den Einsatz engagierter Züchter in Deutschland und in der Schweiz konnte das Skuddenschaf bis heute erhalten werden. Von den drei Farbschlägen, weiss, braun und schwarz, sind die beiden Letzteren seltener. Nebst den Schweizer Tieren, die über das ganze Land verteilt sind, gibt es heute noch Bestände in Deutschland und in den Beneluxländern. ■

Giessbach

Wellness, Wundern, Wandern auf 220'000 Quadratmetern

Mit zahlreichen Verschönerungen und Erneuerungen lockt das Grandhotel Giessbach in die Saison. Der neue Übersichtsplan für Gäste und Besucher ist ein Gesamtkunstwerk. Dazu kommen restaurierte Fassaden auf der Wasserfallseite und zahlreiche erneuerte Hotelzimmer. Im Parkrestaurant wirkt die «Orangerie» wie verzaubert, und hoch oben im Wald wurde die Fassung der lebenswichtigen Quelle saniert, die in den letzten Jahren mit zunehmender Unregelmässigkeit in der Wasserführung Sorgen bereitet hatte.

■ Ellen Hartmann

«Willkommen im Hotel mit der grössten Wellnessanlage der Schweiz! Sie finden diese Aussage gewagt? Wir auch – und stehen mit Freuden dazu. Wagen Sie eine Entdeckungsreise in 220'000 Quadratmeter Garten, Grün und Park rund um den Giessbach.» So lädt der neue Plan des Grandhotels Giessbach Gäste und Besuchende ein, das riesige Gelände rund um den romantischen Belle-Epoque-Bau und natürlich auch das 1875 eröffnete Haus selbst zu erkunden.

«Einatmen und Eintauchen. Verschlungene Wege, verwunschene Plätzchen. Stille und Stimmung, Ruhe und Romantik. Lustwandeln und Luft tanken. Luftschlösser und Lustschloss. Orte der Aussicht und Einkehr. Alpenluft und Blumenduft. Laubdach-Grün und Giessbach-Gischt.» Seit dem 21. April entführt das Giessbach wieder in eine Welt, die den Alltag sofort vergessen macht. Der neu geschaffene Plan mit der vom berühmten Panoramamalier Winfried Kettler

wunderschön gemalten Übersichtskarte soll als Orientierungshilfe dienen. Ein Kunstwerk mit abgestimmten Bildern und Texten.

Im Regenbogen

Hotelgäste und Besuchende, die auf einer Wanderung oder mit dem Kursschiff vorbeikommen, können so das preisgekrönte historische Grandhotel und seinen Umschwung selbständig auskundschaften. Ob See oder Wasserfall, ob Tiere oder Bäume, Standseilbahn oder historische Bauten, Wege oder Wasser – alle kommen auf ihre Rechnung. Ganz besonderer Magnet sind natürlich die Giessbachfälle. Um diese zu bewundern, gibt es keine bessere Zeit als gerade jetzt. Denn zur Schneeschmelze schwillt der Bach mächtig an. Bis zu fünf Tonnen Wasser rauschen jetzt herunter – pro Sekunde!

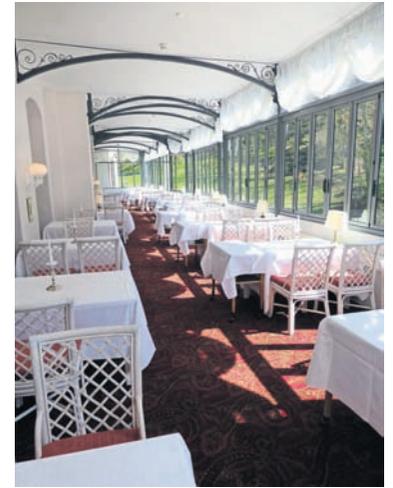
«Angehaucht vom Wasserwind wogen Buchenzweige. In machtvoll-weissen Kaskaden donnert der Giessbach 400 Meter in die Tiefe, über

14 Stufen am Grandhotel vorbei, als ergösse sich weiss-schäumender Milch-Überfluss zu Tal. Ein einziger Kraftort. Des Atems beraubt, wer auf der nahen Brücke Gischt-umstoben im Regenbogen steht.» So preist der Kartentext das Erlebnis am Naturdenkmal völlig zu Recht. «Gischtuschen erfrischen Leib und Seele, machen rein und klar. Der Rundgang um den Wildbach, dessen gesicherter Pfad sogar hinter dem mächtigen Wasserfall durchführt, lässt tiefer blicken und höher fühlen. Ein Muss!»

«Gesamtkunstwerk»

Hoteldirektor Matthias Kögl hat den Plan gemeinsam mit einem kleinen Team von individuellen Spezialisten ausgearbeitet. «Ich freue mich sehr über das Resultat und bin sogar ein wenig stolz darauf.» Es handle sich dabei nicht nur um eine informative Orientierungshilfe, sondern um «ein Gesamtkunstwerk».

Geschickt ist die Winterpause wiederum genutzt worden zu weiteren Renovations- und Verschönerungsarbeiten für mehrere Hunderttausend Franken. So kostete allein die Erneuerung der Fassade zur Wasserfall- und Küchenseite inklusive Balkone, Fenster und Lukarnen rund 500'000 Franken. Hinzu kommen 19 verschönerte Hotelzimmer. Sie haben alle neue Tapeten und in den oberen Geschossen neue Teppiche erhalten,



Wie verzaubert, die neue Orangerie

während in den Räumen des ersten Geschosses das edle historische Holzparkett freigelegt und restauriert worden ist. Die «Orangerie», das Parkrestaurant zur Wasserfallseite, ziert neu ein frischer Anstrich und ein korallenfarbener Teppich. Dies verfeinert und erhebt die Atmosphäre des gediegenen Wintergarten-Lokals.

Zudem haben Fachleute die Quelle zur Sicherstellung der Hotel-eigenen Wasserversorgung saniert.

So blickt Matthias Kögl voller Tatendrang und optimistisch in die soeben angebrochene Giessbach-Sommersaison.

Fröhlich zwinkernd bedient er sich eines Leitsatzes auf dem neuen Übersichtsplan: «Bis bald – im Giessbach-Wald!»

1983 gerettet

Gehegt und gepflegt wird das Grandhotel Giessbach durch die Stiftung «Giessbach dem Schweizervolk». 1983 gründete Franz Weber die Stiftung und rettete damit den historischen Prachtbau vor dem drohenden Abriss. Seither behütet «Giessbach dem Schweizervolk» als Eigentümerin diese Märchen-Oase für kommende Generationen. Die Stiftung dankt allen für ihre Besuche und Unterstützung. ■



Spazier- und Wanderwege

-  Offizielle Wanderwege
-  Giessbach-Klassiker
-  Hoteleigene Wege



Mondschein-Wanderung.
(nur mit Taschenlampe, an der Reception erhältlich)

1 Spazierweg zum See

Hier ging's schon vor 200 Jahren durch! Teils ebenso alte mächtige Trockensteinmauern zeugen davon. Grandiose Orte der Aussicht und der Ruhe wie zum Beispiel die alte Ländle. Wieder hoch bequem per Bahn oder mit guten Schuhen auf der anderen Seite der Bahn (30min).

20 min

2 Uferweg nach Iseltwald

Romantischer Wanderweg dem See entlang, ohne grosse Höhendifferenzen. Mächtige Felspartien, Bäume spenden Schatten. Brätlisten entlang des Weges. Ungeeignet für Kinderwagen; Fahrradverbot.

1,5 bis 2 h

3 Rundweg Wasserfall

Klassiker und Muss bei jedem Giessbach-Besuch. Der spektakuläre Weg führt hinter dem Wasserfall hindurch! Die tosende Kraft und Schönheit der Wasserfälle ist atemberaubend.

20 min

4 Höhenweg nach Iseltwald

Wunderbarer Aussichtsweg über zumeist offenes Gelände, gut ausgebaut, auch für Kinderwagen. Brätlistelle am Weg. Sehr geeignet mit Fahrrad oder zum Jogging, auch weiter als Iseltwald.

2 h



Giessbach-See 555 m.ü.M.

KETTLER

- 5 Wanderweg nach Schweibenalp** 1 h 15 min / Axalp 3 h
Der grosse Wasserfall-Weg! Steil geht's hoch zur Schweibenalp (1100m.ü.M.). Der Weg erfordert Bergschuhe und führt weiter ins obere Giessbachtal oder bis zur Axalp.
- 6 Wanderweg nach Axalp über Bramisegg** 2 h 40 min
Der historische Walsenweg führt über das Restaurant Bramisegg bis zur Axalp (1535m.ü.M.). Wer mag, geht noch weiter bis zum lieblichen Hinterburgseeli, auf dem berühmten Schnitzlerweg (nochmals 50min). Die Axalp ist auch mit Auto oder Postauto erreichbar.

- 7 Rundweg Gippi** 40 min
Aufstieg zum hauseigenen Gippi (759m.ü.M.). Aussicht und Bänke laden zum Tagträumen, schon seit 150 Jahren. Eduard Schmidlin legte den Weg für die ersten Hotelgäste an. Die Steintreppe beim Abstieg zur Gärtnerei von anno 1856 zeugt davon. Gutes Schuhwerk empfohlen.
- 8 Entdeckerweg / Bergweg**
Für Abenteuerlustige. Nach der Steintreppe zweigt der Weg Richtung Engi ab und führt bis zum Waldparkplatz. Ein verwunschener und überwucherter Spazierweg mit Relikten von uralten Trockenmauern. Achtung: dieser Weg wird (noch) nicht unterhalten.

Legenden

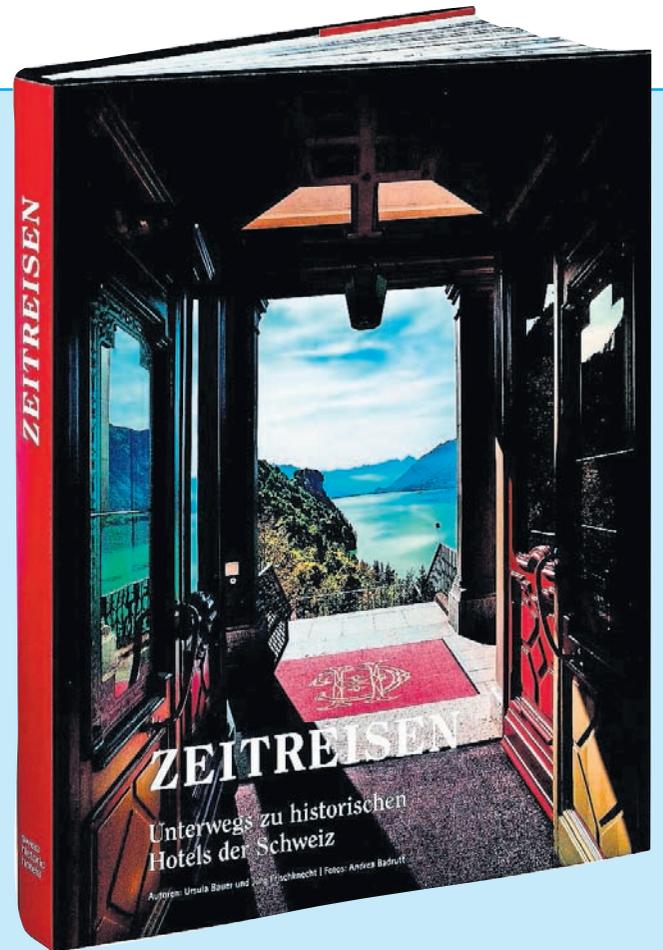
- Wasser
- Sitzgelegenheiten
- Brücken am Giessbach
- Feuerstelle
- Ehemalige Bauten
- Aussichtspunkte
- Bestehende Bauten
- Bushaltestelle
- Denkmäler
- Spazier- und Wanderwege

Grandhotel Giessbach ziert Buch-Titelseite

«Zeitreisen» heisst das neue Buch, welches soeben von «Swiss Historic Hotels» (SHH) herausgekommen ist. Es präsentiert fünf Reiserouten, die in verschiedenen Jahreszeiten zu den 47 Swiss Historic Hotels führen. Als SHH-Mitglied selbstverständlich mit dabei, das Grandhotel Giessbach. Und die Titelseite des Buches ziert eine geradezu magische Aufnahme des Fotografen Andrea Badrutt, geschossen aus der Vorhalle des Giessbach Hotels, durch den Haupteingang über den Brienersee. Eine Fotografie wie ein Gemälde.

Im Buch «Zeitreisen» lassen sich die Autoren Ursula Bauer und Jürg Frischknecht vom gemächlichen, bewussten Reisen früherer Epochen inspirieren. Sie weisen auf «Perlen» am Weg hin, auf überraschende Angebote, zitieren Aperçus oder Berichte zeitgenössischer Autoren, die beschreiben, wie abenteuerlich das Reisen in der Schweiz einst sein konnte. Andrea Badrutt zeigt in seinen prachtvollen Farbfotos die Schönheit der Schweiz und ihrer Landschaften, in denen die Hotels liegen, und entführt die Leserinnen und Leser mit Aufnahmen von deren Interieur in die Belle Epoque des stilvollen Reisens. In Form kurzer Überblicke fasst Roland Flückiger-Seiler die Geschichte jedes Hotels kenntnisreich zusammen. (mgt)

Das Buch Zeitreisen ist an der Rezeption des Grandhotels Giessbach erhältlich oder bestellbar unter 033 952 25 25, bzw. www.giessbach.ch



Grandhotel Giessbach

« Diese Investition hat sich gelohnt »

Aber noch ein anderes glückliches Ereignis konnte diesen Frühling im Giessbach begangen werden. Am 25. März 2013 besiegelten die Briener Gemeinderatspräsidentin Annelise Zimmermann und der Berner Regierungsrat Christoph Neuhaus mit ihrer Unterschrift die Löschung einer Million Franken als «Eventualverpflichtung» aus der Buchhaltung der Stiftung Giessbach dem Schweizervolk. Es handelte sich um die berühmte Million, je zur Hälfte

vom Kanton Bern und von der Gemeinde Brienz gesprochen, die vor dreissig Jahren der Stiftung Giessbach dem Schweizervolk den Kauf der Giessbach-Liegenschaft erlaubte.

Franz Weber hatte mit seiner Stiftung durch eine gesamtschweizerische Sammelaktion bereits zwei Millionen Franken aufgebracht. Die insgesamt drei Millionen Franken reichten dann aus, dass die Stiftung 1983 die ganze Domäne von den damaligen Besitzern Frey erwerben konnte. So

wurde das Grandhotel Giessbach vor dem Abriss bewahrt.

« Von Anfang an haben Brienz und der Kanton ihre Beiträge immer als Investition in den Heimatschutz und in eine kultur-historische Visitenkarte mit Ausstrahlung weit über die Region hinaus betrachtet. Das hat sich gelohnt!», betonte die Gemeinderatspräsidentin, als sie im Giron-Salon des Grandhotels gemeinsam mit Regierungsrat Neuhaus und Franz Weber das kostbare Dokument unterzeichnete.

«Umso mehr sind wir heute erleichtert und glücklich über diesen so erfreulichen Schlussakt», bekräftigte Gründer und Stiftungsratspräsident Franz Weber. «Es ist mir ein persönliches Anliegen, der Gemeinde Brienz und dem Kanton Bern an dieser Stelle von ganzem Herzen für ihre Weitsicht und Grosszügigkeit zu danken.»

Stiftung Giessbach dem Schweizervolk

Vor 50 Jahren in Paris



Rückblende auf Franz Webers
Pariser Reporterjahre (1949-1974)

Der Mann hinter Picasso: Daniel-Henry Kahnweiler

■ Franz Weber

Kein anderer Kunsthändler, kein anderer Kunst-sachverständiger hat sich mit solcher Hingabe der modernen Malerei gewidmet wie Daniel-Henry Kahnweiler. Er hat nicht nur Picasso und Juan Gris, er hat auch Vlaminck, Léger, Van Dongen, Braque und Giacometti zum Durchbruch verholfen. Obwohl sein Name im Geschichtsbuch der modernen Kunst verewigt ist wie die kostbaren Signaturen seiner Schützlinge, kennt die breite Öffentlichkeit doch eher die Künstler als den Mann, der hinter ihnen stand und steht. Kahnweiler wird dieses Jahr 87. Er bewohnt eine Achtzimmerwohnung am Pariser Quai des Grands-Augustins.

April 1971. Die Fenster öffnen sich auf die Seine, den Pont-Neuf und die Ile-de-la-Cité. Doch wenn sie offenstehen, rauscht der Verkehrs-



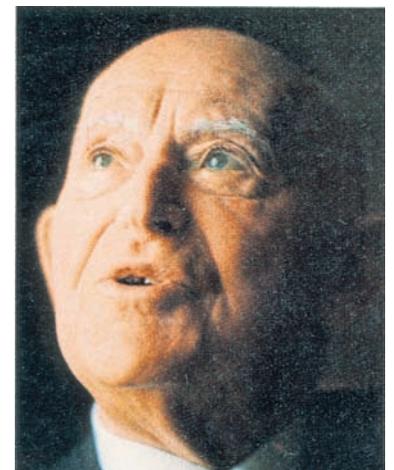
Im Arbeitszimmer des Hausherrn flankieren zwei Gemälde von Juan Gris einen Picasso. Daneben: Skulptur von der Osterinsel.

lärm wie das Getöse eines Stroms vom Quai des Grands Augustins in die weiträumige Wohnung herauf. «Das ist etwas lästig», sagt Daniel-Henry Kahnweiler, der grosse Förderer von Picasso und Juan Gris, und schliesst im Arbeitszimmer, wo wir uns befinden, beide Fenster.

Er trägt eine Brille ohne Gläser. «Meine Augen sind tipp-topp», betont er, «nicht aber meine Ohren.» Er drückt die

Hörhilfen an die Ohrmuscheln, seufzt: «Altwerden ist etwas Entsetzliches. Mein Geist ist zwar trotz meiner 87 Jahre sehr klar geblieben, aber der Körper will nicht mehr ganz mit. Ich brauche jetzt einen Stock.»

Er sagt es mit einem Gemisch von Trotz, Hilflosigkeit, Güte und Ironie, während seine Augen mich offen, forschend, witzig und frisch anblicken. Irgendwie gleicht er «einem



Daniel-Henry Kahnweiler.

Jüngling, der sich ins Greisenalter verirrt hat», um es mit Jean Cocteau auszudrücken. Wenn ihm die Hörbrille keinen Streich spielt, antwortet er auf jede Frage Schlag auf Schlag, oft mit elegantem Witz, und wenn es die Sache in sich hat, auch mit scharfem Sarkasmus.

Gute Nase statt Vorkenntnisse

Kahnweilers Wohnung an der Seine trägt den Stempel seiner Künstlerfreunde. Wir sitzen auf Stühlen, die nach Originalentwürfen von Vlaminck und Juan Gris überzogen sind, wir gehen über Teppiche von Miro, ergötzen uns

an Stehlampen von Gris, an Gemälden von Picasso, Braque, Van Dongen, Derain, Léger, Gauguin – ein Meisterwerk hängt, steht, liegt neben dem andern.

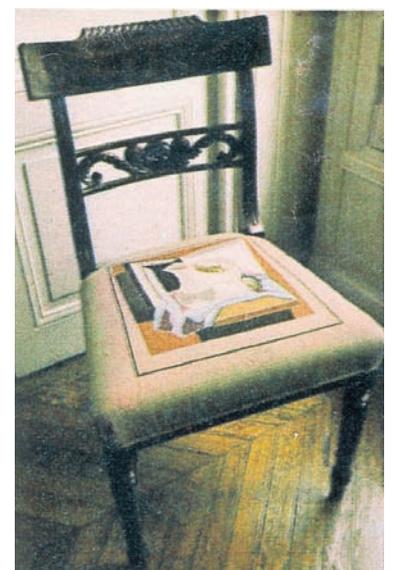
Schon 1902, als er sich, kaum 18jährig, in Paris niederliess, brannte in Kahnweiler nur ein Gedanke: sich ausschliess-

lich mit Malerei zu befassen. Nicht als Maler, wohlverstanden, sondern als Händler und Sachverständiger. Es gelang ihm, seine in Stuttgart lebenden Eltern von seiner Berufung zu überzeugen. Mit dem Geld, das er von ihnen bekam, eröffnete er 1907 an der Rue Vignon in Paris eine kleine Galerie. Er kannte keinen einzigen Maler persönlich, keinen Kunsthändler und keinen Kritiker, doch er hatte sofort Erfolg. Er kaufte ganz einfach Gemälde, die ihm gefielen, und stellte sie aus. Das waren hauptsächlich die sogenannten «Fauves» («die Wilden») also namentlich Bilder von Derain und Vlaminck. Der erste Maler, den er persönlich kennenlernte, hiess Pablo Picasso. Man hatte ihm erzählt, der junge Künstler arbeite an einem sehr sonderbaren, irgendwie assyrischen Bild (Les Demoiselles d'Avignon). Kahnweiler suchte Picasso in dessen Atelier auf, droben auf der Butte Montmartre. Es war Freundschaft auf den ersten Blick.

Diese Freundschaft verbindet die beiden auch heute noch. Als Kahnweiler 80 wurde, malte Picasso sein Porträt. Es hängt jetzt in Kahnweilers Schlafzimmer.



Im Arbeitszimmer fesselt ein von Picasso bemaltes Fenster den Besucher. „Als Picasso eines Tages durch dieses Fenster blickte“, erzählt der Hausherr, „bemalte er die Scheibe plötzlich in einer kreativen Laune...“



Die Sitzfläche dieses Sessels ist mit einem Originalentwurf von Juan Gris überzogen.



Der Teppich im Salon ist von Léger, der Schrank „ein typisches Basler Möbelstück“. Kahnweiler sitzt unter einem Picasso.

«Unsere Freundschaft ist solide wie Granit», sagt der Kunsthändler. «Obwohl mich Picasso schon seit Jahrzehnten nicht mehr nötig hat, vertraut er mir wie früher seine Werke zum Verkauf an.»

«Haben Sie auch Maler gefördert, die man heute nicht mehr kennt?»

«Nein. Alle Maler, um die ich mich gekümmert habe, sind berühmt geworden und berühmt geblieben.»

Kahnweiler sagt es nicht mit

Selbstgefälligkeit, sondern mit entwaffnender Selbstverständlichkeit.

«Wie erklären Sie demzufolge Ihr einmaliges Flair, Ihre phänomenale Gabe, mit sicherem Auge das Richtige, Wahre, also das Bestehende

in einem Überangebot von Gemälden zu erkennen und mit sicherer Hand herauszugreifen?»

«Mein lieber Herr, es gibt ein ethisches Gewissen, das uns zeigt, was gut und was

schlecht ist. Es gibt auch ein ästhetisches Gewissen, das uns zeigt, was schön ist und was nicht. Nicht alle Leute haben diese beiden Gewissen. Ich besitze sie eben, und deshalb habe ich immer die richtige Wahl getroffen. Man muss es in der Malerei wie in der Musik halten: sich nur mit Malkunst befassen, wenn man sie wirklich versteht. Wer nicht musikalisch ist, gibt das ohne weiteres und

ohne falsche Scham zu. Kein Mensch sagt aber, er sei nicht «malerisch». Fast jeder will ein gewichtiges Wort Malerei mitreden.»

«Was halten Sie von Buffet?» Kahnweiler antwortet, ohne zu zögern:

«Nichts. Gar nichts. Weniger als nichts. In fünfzig Jahren wird kein Sachverständiger mehr von ihm sprechen, ja kaum einer wird noch wissen, dass er überhaupt gelebt hat.» ■



Grandhotel Giessbach

BRIENZ



Belle Epoque & Landromantik

Eine Reise in vergangenen Zeiten

Nicht nur das Giessbach ist Zeuge einer vergangenen Epoche. Auch im Freilichtmuseum Ballenberg spüren und erleben Sie die Geschichte hautnah. Bei einem Rundgang durch den grossräumigen Park erfahren Sie, wie das Leben in der Schweiz einst von statten ging. Das Museum ist ein echtes Pendant zur historischen Hotelresidenz. Mit dem Package „Belle Epoque & Landromantik“ erhalten Sie einen Eintritt für dieses Erlebnis.

Darin enthaltene Leistungen

- 2 Übernachtungen
- reichhaltiges Frühstücksbuffet
- an beiden Abenden 3 Gang Abendmenü im Parkrestaurant Les Cascades
- Eintrittskarte ins Freilichtmuseum Ballenberg
- Hotelbus-Transfer zum Museum und zurück zu den offiziellen Zeiten
- pro Person eine Retourfahrt mit der Giessbach-Standseilbahn
- Service, Kurtaxen und MwSt.
- Gästekarte von Brienz (ermöglicht weitere vergünstigte Entdeckungen)

Preise

- im Doppelzimmer mit Aussicht CHF 760 für 2 Personen
- im Doppelzimmer ohne Aussicht CHF 560 für 2 Personen
- im Einzelzimmer mit Aussicht CHF 400 für 1 Person
- im Einzelzimmer ohne Aussicht CHF 340 für 1 Person

Angebot buchbar...

- für 2 Nächte, Anreise von Sonntag bis Mittwoch
- Gültig im April, Mai und Juni 2013
- nicht mit anderen Angeboten kumulierbar
- keine Rückerstattung bei nicht Einlösen der Eintrittskarten

GRANDHOTEL GIESSBACH****

CH-3855 Brienz Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30

grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss
historic
hotels